



Berlin, den 16. September 1899.

Dreyfus.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, wird die heifteste Wuth der durch den in Rennes gefällten Urtheilspruch Enttäuschten vielleicht verraucht, der Ton der über die französische Grenze geschleuderten Beschimpfungen vielleicht schon ein Bißchen gemildert und einem ruhigen Wort die Stimmung günstiger sein. Vielleicht. Sicher ist's leider durchaus nicht. Der ganze ekle Hader ist bisher fast ausnahmelos so völlig im aberwitzigsten Tollhändlerstil behandelt, von allen Seiten ist in dem angeblich für die Wahrheit geführten Kampf so viel gefälscht und gelogen worden, daß bis zur Ernüchterung der Geister noch eine hübsche Weile verstreichen kann. Es ist ein Schauspiel, wie die Geschichte noch keins bot, wie nur unsere Epoche, mit ihren entwickelten Formen der Zeitungsindustrie, es bieten konnte. Alfred Dreyfus, früher Hauptmann im vierzehnten französischen Artillerieregiment, dann Hilfsarbeiter im Großen Generalstab, ist von zwei Kriegsgerichten des Landesverrathes schuldig erkannt worden. Dreyfus ist ein Mann, der stets den wildesten Haß gegen das Deutsche Reich, gegen Alles, was deutsch heißt, zur Schau getragen hat. In seinen Briefen nennt er die Deutschen „ehrlose Räuber“, deren Bekämpfung sein ganzes Leben geweiht sei. Als er, der im Elsaß geborene Sohn eines jüdischen Fabrikanten, am Sedantage in seiner — seit einem Vierteljahrhundert wieder deutsch gewordenen — Heimath eine deutsche Militärkapelle spielen hörte, findet er in der Thatfache, daß deutsche Soldaten auf deutschem Boden den Jahrestag eines nationalen Sieges, den Geburtstag ihrer Einheit und Macht, feiern, eine „froche Beschimpfung des französischen Schmerzes; er „beißt zornig in seine Bettücher“ und schwört,

alle Kraft und Intelligenz fortan nur noch gegen die „ehrlosen Räuber“ zu verwenden. Den deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, der, nach der in allen sogenannten Kulturstaaten geltenden Moral, die Geheimnisse der französischen Landesvertheidigung zu erspähen und zu erkaufen sucht, nennt er le misérable auteur d'un crime infâme, den man, am Besten durch Frauenlist, auf ein neutrales Gebiet locken und dort durch Bedrohung an Leib und Leben zur Enthüllung seiner Geheimnisse zwingen müsse. Und über das Schicksal dieses Mannes, der, trotzdem er klug und gebildet ist und nicht einmal die Entschuldigung durch einen ererbten Rassejorn vorbringen kann, mit solchem Behagen in der widrigsten, geschmacklosesten Chauvinphrasen schwelgt, wird im Deutschen Reich mehr geredet, geschrieben, gedruckt als über die größten Förderer germanischer Macht und germanischen Geistes. Der Prozeß, in den dieser Mann verwickelt ist, nimmt in deutschen Zeitungen seit Jahren einen unendlich viel weitern Raum ein als je ein deutsche Nationalgeschichte entscheidender Vorgang; und der Ausgang dieses Prozesses in vorläufig letzter Instanz wird von der deutschen Bevölkerung mit einer Spannung erwartet, mit einer hitzigen Empörung aufgenommen, als handle sich um die dem deutschen Wesen heiligste Sache. Nie, nicht beim Tode der beiden ersten Kaiser, deren Ableben doch eine wichtige Wende der deutschen Geschichte bezeichnete, nicht bei Bismarcks Entlassung und Tod, hat man ein annähernd so weit gehendes Interesse, einen solchen Eifer, schnell die detaillirtesten Nachrichten zu verbreiten, gesehen. Und daß für einen Rechtsfall jemals bei uns eine leidenschaftliche, die Massen ergreifende Theilnahme zu spüren war, wird kein unbefangener Beobachter behaupten können. Für Biethen, Schroeder, Roschmann, deren Unschuld an Thaten, die sie im Zuchthaus verbüßen mußten und müssen, doch in hohem Grade wahrscheinlich ist, für die Opfer des Löbtauer Prozesses, für den Mann, der, weil in einer — nicht von ihm geschriebenen — Notiz eine Beleidigung des Kaisers und eines prinzlichen Knaben gefunden wurde, auf vier Jahre ins Gefängniß wandern mußte, haben sich nur vereinzelte, rasch verhallende Stimmen erhoben; und was an schamlosen Rechtsbeugungen aus der Fremde, aus Ungarn, Italien, Amerika und dem britischen Indien, zu melden war, Das wurde in unseren bourgeoisen Blättern kaum flüchtig erwähnt und von den Lesern in der nächsten Minute vergessen. Gewiß bleibt auch Alfred Dreyfus, der Hasser und Schmäher des deutschen Namens, ein menschlichen Mitleids würdiger Mensch; und ich würde, selbst wenn er schuldig wäre, dem Unglücklichen, der so furchtbar gelitten hat, das

Mitleid nicht versagen. Aber ziemt dem Deutschen nicht da, wo es sich um einen Mann handelt, der seinen Deutschenhaß als schönsten Paradeschmuck, als wirksamste Defensivwaffe zur Schau trägt, Gelassenheit und Zurückhaltung? Für Dreyfus sind die Deutschen ehrlose Räuber, — und die Deutschen führen sein trauriges Schicksal auf allen Jahrmärkten spaziren, erheben sich als Rächer eines angeblich ihm widerfahrenen Unrechtes, klatschen in die Hände, wenn ihnen im berliner Wintergarten und in ähnlichen Lokalen sein Bild vorgeführt wird, und kennen kein höheres, kein tieferes Interesse als das, um ihn zu trauern, mit ihm zu empfinden, für ihn zu kämpfen. *Right or wrong, my country*: zu diesem Grundsatz hat sich, unter Bismarcks Beifall, sogar Bamberger einst im Reichstag bekannt. Jetzt scheint er vergessen, vergessen die Pflicht des Deutschen, in reservirtester Haltung zuzusehen, wenn ein gebildeter Mann abgeurtheilt wird, der zu seiner Vertheidigung vorbringen läßt, er habe die Deutschen ehrlose Räuber genannt und dem Kampf gegen diese Räuber sein Leben geweiht.

Wie Das möglich wurde? Seit fast zwei Jahren habe ich es hier häufig zu schildern versucht. Nicht die Leser: die Schreiber tragen die Schuld. Sie haben dem Publikum — *combien faut-il de sots, pour faire un public?* fragte schon Chamfort — nicht den wirklichen Dreyfus gezeigt, sondern einen ins Idealmaß erhöhten Heros, keusch, rein und übermenschlich edel. Wer zu ihm stand, war ein Halbgott: der Oberstlieutenant Picquart, der anderthalb Jahre die schmutzigen Geschäfte des Spionagedienstes leitete, Arbeiter durch Spiegel belauern und durch eine komplizirte Schallröhrenanlage die intimsten Privatgespräche des Personals der Deutschen Botschaft belauschen ließ — durch eine Anlage, die er ganz allein, ohne den ihm Vorgesetzten davon Meldung zu machen, einführte und die dem General Gonse mit den Regeln internationalen Anstandes unvereinbar erschien; der Hauptmann Frehstätter, der auf Madagaskar dreißig Eingeborene ohne Untersuchung und Urtheilsspruch erschießen ließ und den Antisemitismus so weit trieb, daß er erklärte, Juden überhaupt nur zu duzen; der für Drumont begeisterte Oberst Cordier, der, als die Abkommandirung Alfreds Dreyfus zum Großen Generalstab bekannt wurde, ausrief: „Das fehlte gerade noch, daß sie uns hier einen Juden hineinsetzen!“ Die Liste wäre leicht zu erweitern. Alle diese Leute wurden in Zeitungen, in denen sonst die leiseste antisemitische Regung als ein Zeichen unausrottbarer Verthiertheit geschildert wird, als leuchtend weiße Lichtalben vorgeführt; und es versteht sich, daß es Herrn Trarieux, dem juristischen Berath der pariser Börsencoullissenhäuser, und

Herrn Clemenceau, dem Intimus des Panamadiebes Cornelius Herz, nicht schlechter erging. Sie Alle kämpften für die Wahrheit, die Gerechtigkeit, für der Menschheit heiligste Güter. Und wer wüßte nicht, daß dieser Kampf die Lebensaufgabe der Presse ist? Herr Oppert aus Blowitz hat es ja erst neu-lich gesagt; bewiesen hatte dieser hehre Drehsuskämpe es schon lange... In den Animirkneipen der Winkelgassen findet man immer Bilder und Büsten der Herrscherfamilie und an patriotischen Gedenktagen strömen die Prostituirten, mit Kornblumensträußchen vor der Brust, auf die Straßen, — natürlich nicht etwa, um Kunden zu fangen, sondern um Stunden des Hochgefühles mit dem Volke zu feiern. So pflanzten jetzt die schmierigsten Zeitungschreiber, die ihr Leben lang Freibillets und die Gunst der Theatermädchen erpreßt, in Vorzimmern gedienert, als Offiziöse falsche Nachrichten lancirt, jeden unsauberen Gewinn gesucht, jeder Nichtigkeit Reklamedienste geleistet und, unter der Vorpiegelung, ihre innerste Ueberzeugung zu vertreten, die ihrem Fühlen und Wollen widerstrebenden Weisungen ihrer Brotherrn ausgeführt hatten, das hell strahlende Banner der Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Sie waren in den Gründergeschichten und Theaterstandalen der leyten Jahre so schmäählich verdächtigt worden und leyzten so brünstig nach Reinigung: hier konnten sie sich in ihrer ganzen lauteren Größe zeigen. Ein alter französische Spruch sagt: *La vérité ne fait pas autant de bien au monde, que ses apparences y font de mal.* Wir habens erfahren. Was uns als unanzweifelbare Wahrheit geboten wurde, war zum beträchtlichen Theil Lug und Trug. Die Frage, ob der französische Hauptmann schuldig oder unschuldig sei, wurde schon längst nicht mehr gestellt. Jeder gesittete, vernünftige Mensch weiß, daß Drehsus unschuldig ist: Das schrieben Tag für Tag Leute, die weder die Akten des ersten Kriegsgerichtes noch die Geheimpapiere der Armeeverwaltung kannten, weder den Angeklagten noch die Ankläger je gesehen hatten. Die Gegner der Wiederaufnahme des Verfahrens waren Hallunken oder Zbioten. Der frühere Generalstabschef Boisdeffre wurde der schimpflichsten Verbrechergemeinschaft mit dem Gauner Walsin-Esterhazy beschuldigt. Der frühere Kriegsminister General Mercier, ein ziemlich strupelloser Vertreter der Nachtpolitik und der Raiphasmoral, aber ein Mann von großer Geschicklichkeit und von unbestrittenen Verdiensten um die Heeresorganisation, wurde als meineidiger Schurke und Auswurf der Menschheit hingestellt; auch als erbärmlicher Feigling, weil er vor dem Kriegsgericht offen sagte, er habe zu einer bestimmten Zeit, als Frankreichs Armee nicht schlagfertig und das

Wändniß mit Rußland nach dem Tode Alexanders des Dritten zweifelhaft geworden war, den Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges befürchtet, der ihm eine unter diesen Umständen erdrückende Verantwortlichkeit aufgebürdet hätte; ganz gewissenlose Leute pflegen in solchen Entscheidungsstunden, deren furchtbare Folgen im Wesentlichen ja doch der gemeine Mann zu tragen hat, nicht zu zittern. Der General Gonse, dessen „hohe Loyalität und Ehrenhaftigkeit“ der Anwalt Demange in seinem Plaidoyer nicht laut genug loben konnte, wurde uns als ein eisgrauer Lügner im Treffentock geschildert. Von Alphonse Bertillon sagte der selbe Demange, der kluge, taktvolle Vertheidiger des Hauptmannes Dreyfus, am achten September 1899: Il me faut rendre à M. Bertillon, que je connais depuis de longues années, l'hommage qui est dû à la droiture de sa conscience et à la fertilité de son labeur... On l'a appelé un homme de génie, quand il a créé l'anthropométrie, et il a rendu à la société un service inoubliable; in unseren Zeitungen ist dieser Bertillon ein türkischer Narr, ein Toller, der in die Gummizelle gehört. Und alle diese Männer, Generale, Minister, hohe Beamte, sind zu einem Verbrecherklümpel vereint, um einem kleinen jüdischen Hauptmann den Todesstoß zu versetzen; ihre Macht ist nicht groß genug, um ihn still zu beseitigen: sie müssen ihn des Landesverrathes anklagen und verurtheilen lassen. Dieses Ziel erreichen sie dadurch, daß sie den Richtern, die in der Hauptverhandlung nicht die geringste Spur eines Schuldbeweises finden, im letzten Augenblick gefälschte Schriftstücke in die Hände schmuggeln... Aus solchem Material ist die Stimmung entstanden. So sieht der Held, so die Lichtalbenschaar, so der schwarze Schwarm der nichtswürdigen Feinde aus. Der Zeitungsleser kann die einzelnen Angaben nicht kontroliren, er hält, was er liest, für lauterste Wahrheit und freut sich, gerührten Herzens, daß im berliner Wintergarten, auf dem danziger Dominikmarkt und auf anderen Messtplätzen in ergreifenden Bildern das Schicksal Alfreds Dreyfus geschildert wird.

Heute kennen wir den Werth dieses Kinderstubenmärchens. Wir wissen aus seiner eigenen Aussage und aus dem Zeugniß eines anderen jüdischen Offiziers, daß Dreyfus im Generalstabsdienst unter antisemitischen Vorurtheilen nicht im Geringsten zu leiden hatte. Wir wissen, daß die Mercier, Boisdeffre und Genossen ihn kaum kannten und von jeder Antipathie gegen ihn frei waren. Wir wissen aus dem Zeugniß der Kriegsrichter von 1894, daß die Vorlegung der Geheimpapiere im Berathungszimmer — die der frühere Reichsgerichtsrath Mittelstaedt für einen nach seiner Erfahrung bei Landesverrathsprozessen nicht ungewöhnlichen Vorgang nannte — auf das damalige

Urtheil nicht den mindesten Einfluß geübt hat; insbesondere hat der Hauptmann Freystätter, einer der Heroen der Dreyfuspresse, erklärt, an der Schuld des Angeklagten sei 1894 „nicht der Schatten eines Zweifels“ möglich gewesen und diese felsenfeste Ueberzeugung hat er als Richter schon ins Berathungszimmer mitgebracht. Das Selbe hat der Oberst Maurel, der dem ersten Kriegsgericht vorsah, erklärt. Wir wissen, daß alles Geschwäg von jesuitischen Machenschaften, die in dem Dreyfushandel wirksam gewesen seien, und von der „Hand des Paters du Lac“, der die Generale heimlich geleitet habe, in den Bereich der Fabel gehört. Was übrig bleibt, ist für Den, der Dreyfus für unschuldig hält, betrübend genug. Ein Hauptmann, der sich durch Neugier, aufdringlichen Spürsinn und renommissistisches Wesen bei den Kameraden unbeliebt gemacht hat, wird, weil seine Handschrift der eines gestohlenen Spionenbriefes sehr ähnlich ist, des Landesverrathes beschuldigt. Allerlei üble Indizien scheinen gegen ihn zu sprechen. Die höchsten Häupter des Heeres bekunden, nur er könne der Verräther sein. In seiner Angst und Verwirrung leugnet er Dinge, die er gar nicht zu leugnen brauchte, und macht sich dadurch doppelt verdächtig. Und obwohl strikte, unzweideutige Beweise fehlen, wird er verurtheilt. Wenn man diese Geschichte, die den ganzen Kern des Dreyfushandels enthält, einem Unbefangenen erzählte und hinzufügte, der Verurtheilte sei, wie man absolut sicher wisse, unschuldig: glaubt irgend ein in unserer Welt erwachsener Mensch, daß der Solches Vernehmende wie vor etwas Unerhörtem in starres Staunen versinken, daß er Anderes sagen würde als ungefähr: „Der arme Kerl! Wieder ein Opfer der läppiſchen Handschriftenvergleichung und der Klassen- und Kastengerichtsbareit, die nicht nach bündigen Beweisen, sondern nach Eindrücken und Sentiments zu urtheilen hat!“ Um den Weltensturm zu entfesseln, der seit anderthalb Jahren tobt, mußte man eben Schauermärchen erzählen.

Die mächtigen Freunde Alfreds Dreyfus haben die Wiederaufnahme des Verfahrens durchgesetzt, die unter Tausenden sonst kaum ein Verurtheilter erreicht. Damit, sagten sie, seien sie ans Ziel ihrer Wünsche gelangt; vor der Entscheidung des neuen Kriegsgerichtes würden sie sich, wie sie auch ausfallen möge, ehrerbietig beugen. Das Verfahren begann unter den für Dreyfus günstigsten Umständen. Das Ministerium, dessen Präsident, Herr Waldeck-Roussiau, sich schon früher, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Reinach, auf einem nicht ganz loyalen Wege für Dreyfus verwandt hatte, ließ keinen Zweifel darüber, daß die Freisprechung ihm willkommen sein würde. Der Kriegsminister, der durch seine persönliche Tapferkeit und durch seine

Schuldenlast berühmte General Galliffet, griff wiederholt mit Maßregeln ein, die nur als dem Angeklagten nützlich gedeutet werden konnten. Neun- undzwanzig öffentliche Sitzungen, zu denen den Reportern der ganzen Erde bequeme Sitze reservirt waren, wurden abgehalten und kein winzigster Papiersegen, der in dem Verfahren erwähnt wurde, blieb dem Angeklagten und dessen Vertheidigern verborgen. Dem den antidreyfusistes verhaftesten Entlastungszeugen, Herrn Picquart, wurde der weiteste Spielraum gegönnt; seine erste Zeugenaussage dauerte sechs Stunden, länger als irgend eine andere. Dem Angeklagten wurde weder vom Vorsitzenden noch vom Staatsanwalt ein hartes Wort gesagt und er wurde in seiner Redefreiheit niemals beschränkt. Die Gewissenhaftigkeit und Unbefangeneheit, der Ernst und der Eifer des Gerichtshofes wurden in dem Hauptdreyfusblatte, dem Figaro, täglich gerühmt. Als die Beweisaufnahme geschlossen war, sprach der Vertheidiger Demange acht Stunden lang; immer wieder erklärte er, sein Klient könne nicht verurtheilt werden, weil er nicht überführt, ein unbedingt konkludenter Beweis seiner Schuld nicht erbracht sei. Die zweite Behauptung scheint mir, nachdem ich die Sitzungstenogramme vom ersten bis zum letzten Buchstaben aufmerksam gelesen habe, unzweifelhaft richtig: ein zwingender Beweis, wie der gelehrte Richter ihn fordern mußte, ist für die Schuld des Angeklagten nicht erbracht worden. Eben so unzweifelhaft falsch aber ist die erste Behauptung. Ein Kriegsgericht hat, wie ein Schwurgericht, nicht nur aus greifbaren Beweisen, sondern aus der Summe seiner Eindrücke das Urtheil zu schöpfen, aus der conviction intime, wie die französische Rechtsformel lautet. Das weiß Herr Demange natürlich ganz genau. Das sollten auch in Deutschland Alle wissen, die sich an den Fall Koye mit seinem löschpapiernen Indizienbeweis und an unzählige Schwurgerichtsurtheile erinnern. Von den Kriegsrichtern haben Zwei gefunden, der Schuldbeweis sei nicht ausreichend; die übrigen Fünf haben nach ihrer conviction intime Dreyfus des Landesverrathes schuldig gesprochen. Dieser Spruch wurde nach einem öffentlichen, in legalen Formen geleiteten, von keinem offiziellen oder offiziosen Druck zu Ungunsten des Angeklagten beeinträchtigten Verfahren gefällt, — nach einem Verfahren, in dem, wie ich beiläufig erwähne, die später zu betrachtende Erklärung der deutschen Regierung keine, auch nicht die allergeringste Rolle spielen konnte, weil sie dem Gericht nicht amtlich unterbreitet war, für die Richter also nicht existirte. Ob das Verfahren sonst zu Bedenken Anlaß giebt, ob man berechtigt ist, die Richter und das französische Volk zu schelten und zu schmähen: darüber und über Deutschlands Haltung in der leidigen Sache will ich in der nächsten Woche noch ein paar Worte zu sagen versuchen.

Parodistische Geschichtsauffassung.

*Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
Hieronymus adversus Rufinum.*

Der die sozialdemokratische Partei bedienende Verlag von Dietz in Stuttgart hat sich vor einer Reihe von Jahren die Aufgabe gestellt, eine umfassende Geschichte des Sozialismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart herauszugeben. Da es aber keinen sozialistischen Publizisten giebt, der den ganzen Entwidlungsgang der sozialistischen Ideen zu übersehen vermag, so hat sich — nach den Worten des Prospektes vom Jahre 1894 — „eine Reihe sozialistischer Schriftsteller zusammengethan, um mit vereinten Kräften das Werk der Herstellung einer den gewachsenen Ansprüchen der Zeit entsprechenden Geschichte des Sozialismus zu unternehmen.“ Das Werk ist heute noch immer nicht vollendet, — allem Anschein nach ist es sogar für längere Zeit ins Stocken gerathen. Erschienen ist bisher die Geschichte des Sozialismus in der Vergangenheit (bis etwa zum Jahre 1730), bearbeitet in Einzeldarstellungen von Kautsky, Bernstein, Hugo und Lafargue, und die Geschichte speziell der deutschen Sozialdemokratie in zwei Bänden von Franz Mehring. Mit diesem Buche will ich mich hier beschäftigen.

Mehring hat, wie man zu seinen Gunsten sagen muß, Jahre lang die verschiedensten Zeitungen mit gewandt und oft geradezu lustig geschriebenen Korrespondenzen und Leitartikeln bedient und ist erst neuerdings langweilig geworden, seit er als berliner Korrespondent der stuttgarter „Neuen Zeit“ mit feierlichem Ernste, der dem Schall nicht steht, Woche für Woche die nicht mehr ganz neue Pointe vom Untergange des Klassenstaates und vom Siege des „klassenbewußten Proletariates“ variirt. In seiner publizistischen Thätigkeit hat er sich schon höchst vielseitig gezeigt: er hat nach einander bei der Demokratie, der Sozialdemokratie, den Nationalliberalen, den Sezessionisten, den Fortschrittlern und dann abermals bei der Sozialdemokratie als journalistischer Helfershelfer Dienste genommen und jedesmal für Alle, die an der Richtigkeit seiner jeweiligen Dogmen zu zweifeln wagten, die selben zerschmetternden Flüche gehabt. Und diese Kunstfertigkeit, mit der naivsten Wiene jedesmal zu verbrennen, was er eben noch angebetet, und anzubeten, was er kurz zuvor verbrannt hat, ist für mich das Belustigendste an Mehrings journalistischer Karriere. Die Betrachtung dieser Kunstfertigkeit wird auch, wie wir gleich sehen werden, lässlich zeigen, was vom Historiker Mehring und von seinem Geschichtswerk zu halten sei.

Mehring hat nämlich schon einmal — im Jahre 1879 — eine „Geschichte der Sozialdemokratie“ geschrieben. Und da er gerade im Dienste der nationalliberalen Presse stand, so hat er damals pflichtschuldigst die Sozialdemokratie nicht nur aufs Schärfste kritisiert, sondern sogar aufs Cynischste für

die Attentate von Höbel und Robiling verantwortlich gemacht und überhaupt mit ganzen Ladungen von Schimpfwörtern übergoßen. — wie er umgekehrt in seiner „Geschichte der Sozialdemokratie“ vom Jahre 1898 Alles vom marxistisch-sozialdemokratischen Standpunkte aus beurtheilt: was Marx denkt, ist immer genial; was er thut, erhält regelmäßig Lobeshymnen; alle Ereignisse werden in das Prokrustesbett seiner materialistischen Geschichtsauffassung gezwängt und so analysirt, wie sie sich darin ausnehmen; die Parteischablone allein entscheidet, welche Personen (so weit es sich nicht um persönliche Gegner Mehrings handelt) begeistert auf den Schild gehoben werden; fast alle Gegner des Sozialismus werden in unglaublicher Weise herabgesetzt oder beschimpft, — was aus dem Munde eines Mannes, der Jahre lang in den selben Ausdrücken von den hervorragendsten Sozialisten gesprochen hat, unvergleichlich komisch klingt.

Mehring sucht sein Buch als wissenschaftlich zu etikettiren. In Wahrheit hat es auch nicht das Geringste mit Wissenschaft zu thun. Wie sehr es vielmehr dreiste und tendenziöse Mache ist, wird sofort klar, wenn man die jetzige Darstellung einfacher Thatfachen mit der früheren Darstellung der selben Thatfachen auf Grund genau des selben Materials vergleicht. Dafür nur einige Beispiele, denen ich hundert andere hinzufügen könnte.

In dem Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen den sozialistischen Redakteur Hepner heißt es

in der früheren Darstellung:
„Hepner faselte wie ein dummer Junge.“ (S. 131).

in der jetzigen Darstellung:
„Hepner begnügte sich, mit gutem Takte durch drastischen Witz die gegen ihn gerichtete Anklage zu verspotten.“ (S. 309).

Von der Anschuldigung, daß die sozialistischen Abgeordneten in den siebenziger Jahren im Reichstag immer nur die selbe agitatorische Rede hielten, heißt es

in der früheren Darstellung:
„Positiv blieb es nach wie vor eine und die selbe Rede, wer immer und worüber er sie hielt; in dieser tödenden Gleichförmigkeit spiegelt sich treffend das geistige Leben des Zukunftsstaates.“

in der jetzigen Darstellung:
„Es ist nicht wahr, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten immer nur die eine ‚sozialdemokratische Rede‘ gehalten hätten. Ohne nach den zweifelhaften Vorber parlamentarischer Geschwätzigkeit zu trachten, sprachen sie einfach und klar und sachlich über jede Frage, bei der sie zum Worte kamen.“ (S. 350.)

Ueber die Verhaftung des Redakteurs Dentler heißt es

in der früheren Darstellung:
„Wenige Wochen später wurde dieser Agitationcoup wiederholt bei der Be-

in der jetzigen Darstellung:
„In ähnlich feierlicher Weise (wie Feinsch) wurde am achtundzwanzigsten

stattung Dentlers, eines Strohhütefabrikanten des Berliner Parteiorgans. Er befand sich in den letzten Stadien der Schwindsucht, als man ihn auf den verantwortlichen Posten stellte und die Kuer, Most, Radow, welche thatsächlich die „Berliner Freie Presse“ leiteten, ihr Lügen- und Verleumdungssystem auf das Konto des todkranken Mannes fortsetzten. Entweder blieb er ungeschoren mit Rücksicht auf seinen körperlichen Zustand, — und dann war dem Presch- und Strafgesetz die schönste Nase gedreht, oder er wurde verfolgt wegen der Vergehen, für welche sein Name haftete, — und dann war ein neuer Märtyrer geschaffen. Polizei und Staatsanwalt entschieden sich für den minder humanen Weg; Dentler wurde verhaftet und starb im Gefängnislazareth, noch ehe die Untersuchung gegen ihn geschlossen war. Wieder geleiteten ihn Tausende zur Gruft, aber immer glückte diese Demonstration nicht im gewünschten Maße. Die Betheiligung der Arbeiter selber war viel geringer als in den früheren Fällen; auch in ihren Kreisen brach sich endlich eine lebhafteste Entzündung Bahn gegen die namenlose Frivolität dieses Demagogenthumes.* (S. 173.)

April 1878 Paul Dentler bestattet, ein Redakteur der „Berliner Freien Presse“, der, gleichfalls in hohem Grade schwindsüchtig, in der Untersuchungshaft gestorben war, obgleich der Gefängnisarzt seine Freilassung beantragt hatte. Ein Heer, das seine gefallenen Kämpfer so zu ehren wußte, war nicht zu foppen, wie etwa die biedere Bourgeoisie: so viel begriffen Bismarck und Die mit ihm auf die Blünderung der Massen sann.“ (S. 378.)

Man beachte wohl: Mehring kennt, wie die frühere Darstellung ergibt, die Einzelheiten des Falles Dentler genau; er weiß genau, welche Agitationcoups und Frivolitäten die Berliner Parteiführer auf dem Gewissen gehabt haben, ja, er hat dieses Gebahren selbst öffentlich mit den schärfsten Worten gebrandmarkt, — jetzt hat er die eiserne Stirn, sich zu stellen, als wisse er von Alledem nichts, so daß das schlechte Licht ganz auf die Vertreter der Staatsgewalt fällt und es ihm schließlich sogar möglich wird, die Sache noch zur höheren Ehre der Sozialdemokratie zu wenden. Es giebt wirklich keinen parlamentarischen Ausdruck, um ein in derartiger Absichtlichkeit auf Täuschung gerichtetes Verfahren gebührend zu brandmarken.

Der Leser ist nunmehr über den „Charakter“ dieser Art von Geschichtschreibung bereits orientirt. Darum begnüge ich mich, die folgenden Beispiele ohne Kommentar anzuführen.

Ueber Eugen Dührings Beziehungen zur Sozialdemokratie nach seiner Vertreibung vom Katheder heißt es

in der früheren Darstellung:

„Die Aktien von Dühring stiegen noch höher, als er kurz nach dem Kongresse wegen harter und unwahrer Angriffe auf einige seiner Kollegen an der Berliner Hochschule gemahregelt und von seinem Lehrstuhl entfernt wurde. Auf der ganzen Linie der sozialdemokratischen Presse... wurde er in gebundener und ungebundener Rede als Märtyrer verherrlicht... Als er selbst mit Vorträgen hervortrat, erklärte er von vorn herein, daß er sich die Ziele seiner wissenschaftlichen Forschungen nicht durch die Bedürfnisse der politischen Tagesagitation festsetzen lassen werde, und dies Bekenntniß genügte, ihn von der schwinbelnden Höhe der Popularität in den tiefsten Abgrund der Verworfenheit zu schleudern. Die selbe Linie der sozialdemokratischen Presse, deren Stückpforten ihn bis dahin mit Vorberkränzen überschütteten, eröffnete nunmehr ein Bombardement, dessen Geschosse nicht härter und spitzer sein konnten, wenn sie gegen den verrottetsten ‚Bourgeois‘ geflogen wären.“ (S. 163.)

in der jetzigen Darstellung:

„Es gelang dem offiziellen Universitätsklingel, dem Dühring um seiner guten Seiten willen längst ein Dorn im Auge war, den verhassten Gegner durch ein schmähliches Keuergericht lahmzulegen. Auf die fadenscheinigsten Gründe hin wurde Dühring vom Katheder vertrieben. Seine sozialdemokratischen Anhänger traten tapfer für ihn ein... Dühring selbst machte sich aber unmdglich, indem er sich nunmehr offen als Seltenstifter aufthat und die unfehlbare Autorität eines Seltenhäuplings beanspruchte. Das war für klossenbewußte Arbeiter zu dumm; und mit Dührings Einfluß auf die revolutionäre Arbeiterbewegung war es für immer vorbei.“ (S. 385.)

Ueber die Ausführung des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie in den ersten Wochen heißt es

in der früheren Darstellung:

„Seitdem (d. h. seit Erlass des Gesetzes) ist ein kurzer Monat ins Land gegangen und es läßt sich vorläufig so viel feststellen, daß hinter dem Versprechen der Regierung, das Gesetz eben so energisch wie loyal zu handhaben, ein ehrlicher und voller Ernst gestanden hat.“ (S. 202.) „Mit der Energie ist die Loyalität in der Ausführung des Sozialistengesetzes Hand in Hand gegangen. Namentlich in so weit, als die Grenzlinie, welche die sozialdemokratische von anderen Parteien scheidet, streng innegehalten ist. Nicht so ganz

in der jetzigen Darstellung:

„Die Hauptschläge fielen gleich in den ersten Wochen... Der Brutalität dieses Rassenmordens entsprach seine Perfidie. Nochte man noch so verächtlich von der Kurzsichtigkeit der Nationalliberalen denken, die sich durch Bismarcks und Eulenburgs Nebenarten über die ‚loyale Handhabung‘ des Gesetzes hatten täuschen lassen, so wurde dadurch natürlich der Wortbruch der Regierung in keiner Weise entschuldigt. Sie trat alle ihre halben und ganzen Versprechungen mit Füßen, unterdrückte nicht die ‚gemeingefährlichen

zweifelsfrei dürften allerdings einzelne gegen die Sozialdemokraten selbst getroffenen Maßregeln sein; indessen wird darüber die Beschwerdeinstanz zu befinden haben.“ „Auch die fortschrittliche Presse scheint sich allmählich in die für sie anscheinend sehr unbequeme Thatsache zu finden, daß das Gesetz da ist, um ausgeführt zu werden und nicht blos die Gesefsammlung um einige Rakulaturblätter zu bereichern. Wenigstens sind neuerdings die latonischen Schreie von dieser Seite, welche anfangs über jedes auffallendere Verbot laut wurden, mehr und mehr verstummt.“ (S. 202/3.)

Bestrebungen⁴ der Sozialdemokratie, sondern Alles, was zu ihr gehörte.“ (S. 409.)

Ganz besonders erheitend wirkt der Unfall Mehrings in der Beurtheilung des pariser Commune-Aufstandes von 1871. Hierüber hatte er eigene Studien gemacht, die er Ende der siebziger Jahre zum Theil in den „Preussischen Jahrbüchern“ veröffentlichte; aus diesen Studien heraus ist eine Ausführung erwachsen, die sich in seiner Schrift gegen „Herrn Stoecker“ vom Jahre 1882 findet. Ich entnehme daraus im Folgenden eine besonders bezeichnende Stelle. Es heißt also

in der früheren Darstellung:

„Der tiefe und weise Sinn unserer Städteordnung, die, wie Fürst Bismarck einmal im Reichstage sehr treffend sagte, den besseren Communards als unbewußtes Ideal vorschwebte, hat tausendfältige Frucht getragen und trägt sie noch heute.“ („Herr Stoecker“, S. 90.)

in der jetzigen Darstellung:

„Bismarck trug dem Reichstage die verblüffende Entdeckung vor, der berechtigste Kern der pariser Commune sei die Sehnsucht nach der preussischen Städteordnung gewesen, dieser verhungerten Parodie auf unabhängige Verwaltung der Gemeinden.“ Der hebelschen Antwort „glaubte die hohe Versammlung die unbändige Heiterkeit spenden zu sollen, welche sie dem sturillen Einfalle Bismarcks versagt hatte.“ (S. 306 bis 307.)

Ich lasse jetzt einige Geistesblüthen folgen, in denen sich unser Chamäleon in der ganzen Nothheit seiner streberischen Aufdringlichkeit zeigt. In seinem ersten, für die Bourgeoisie bestimmten Buche über die deutsche Sozialdemokratie stellt Mehring die von dieser Partei beliebte Umschweichelung der Massen mit den schärfsten Worten an den Pranger, im zweiten, für die Massen bestimmten Buche umschweichelt er selbst die Massen in wahrhaft verbrecherischer Weise. Es heißt also

in der früheren Darstellung:

„Was den Arbeitern in der That von der Sozialdemokratie geboten wurde, war nur erstens ein in allerhand phantastischen Zauberformeln abgefaßter Wechsel auf irgend eine ungeheure Umwälzung in irgend welcher Zukunft, zweitens und vornehmlich ein Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, das grenzenlos ihr ganzes Denken und Sein überwucherte. Ein ähnlicher Größenwahn hat als Völkerkrankheit noch niemals in der Weltgeschichte bestanden; selbst ein Perserfürst ist niemals so hündisch umschmeichelt worden, wie der Arbeiter, und zwar im individuellsten und subjektivsten Sinne des Wortes, von den kommunistischen Demagogen umschmeichelt wurde.“ (S. 180.)

in der jetzigen Darstellung:

„Nicht nur in seiner klaren und kräftigen Politik wuchs das Klassenbewußte Proletariat über die herrschenden Klassen empor, sondern auch in Dem, worin diese Klassen von je her ihr unveräußerliches Besitztum gesehen hatten: in der Befinnung des Gentleman, in dem echten Herzenstakte menschlichen Empfindens.“ (S. 523.)

„Wer historisch zu denken und zu urtheilen vermag, wird die revolutionäre Arbeiterbewegung immer nur nach ihren großen historischen Zusammenhängen auffassen. Aber freilich wird sich auch ihm in anderer Weise empfindlich machen, wie klein der Einzelne gegenüber dieser ungeheuren Weltwende ist. Er wird den sieghaftem Lauf des Stromes verfolgen, aber von Dem, was in purpurner Tiefe lebt, von der geistigen und sittlichen Energie, von dem menschlichen Adel, von dem Thatendrang und Wissensdurst, der in Tausenden von Einzelschicksalen die Wasser vorwärts treibt, wird er nur eine schwache Vorstellung geben können. Hier wäre eine unerschöpfliche Fundgrube des herrlichsten Stoffes für moderne Dichter, die dieses Namens würdig sein wollen... Gerade aus den Tiefen menschlicher Erniedrigung ringt sich die Arbeiterklasse zu einem menschenwürdigen Dasein empor, aber in diesem Ringen entfalten sich alle jene Tugenden echter Menschlichkeit, die der kapitalistische Philosoph Niepische nicht genug zu schmähen weiß: Gemein-sinn, Wohlwollen, Rücksicht, Fleiß, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Nachsicht.“ (S. 545—547.)

Wahrhaftig, „noch niemals in der Weltgeschichte ist selbst ein Perserfürst so hündisch umschmeichelt worden wie der Arbeiter“ hier von Mehring, — seitdem dieser vielseitige Herr im Dienste der Arbeiterpartei steht.

Und so schließt das heutige mehringsche Buch mit folgender Apotheose der sozialdemokratischen Massen:

„Der Emanzipationkampf der modernen Arbeiterklasse ist der glorreichste und größte Befreiungskampf, den die Weltgeschichte kennt, und Jahrhunderte deutscher Schmach löst die Thatfache aus, daß die deutsche Sozialdemokratie diesen Kampf in der Vorhut führt.“ (S. 548.)

Während das frühere Buch über das selbe Thema zu diesem Schluß kam:

„Die deutsche Sozialdemokratie ist mit jedem Jahre ihres Bestehens geistig und sittlich zurückgegangen; sie ist hart an der Grenze des Menschenmöglichen angelangt, und so weit ihr noch eine Entwicklung möglich ist, muß sie in den völligen Wahnsinn umschlagen. . . Immer, wenn man sich in Geschichte und Wesen der Bewegung vertieft, steht man unter dem Gefühl, als sei diese nationale Krankheit die große Rehrseite unserer nationalen Erfolge, ihre Ueberwindung die entscheidende Probe darauf, ob wir die gewaltigen Vooße, die wir aus der Urne des Weltchicksales zogen, zu behaupten und zu verdienen verstehen. Wie der innerste Kern der Sozialdemokratie Haß gegen das Vaterland ist, so ist unsere mächtigste Waffe gegen sie die Liebe zum Vaterland. Fester, tiefer, treuer müssen wir verwachsen mit dem nationalen Staate. . . Erst dann, aber dann auch gründlich, wird die Sozialdemokratie überwunden sein, wenn die lockende Stimme des Versuchers, wo immer sie auf deutschem Boden sich erhebt, erstickt wird von dem krausenden, jubelnden Rufe: Die Deutschland allemwege!“ (S. 324—325.)

Wie wenig Mehring auch nur im Geringsten gewillt ist, irgend welchen sachlichen Erwägungen sein Ohr zu leihen, zeigt sein Verhalten in der Frage der sozialen Entwicklung der Kulturländer. Ich will zum besseren Verständnis die Entwicklung des Problems zunächst objektiv darstellen.

In den siebziger und achtziger Jahren hatten die sozialistischen Theoreme selbst auf uns Bekenner der Sozialreform, so kritisch wir ihnen auch gegenüberstanden, so weit abgefärbt, daß wir Alle mit den Klassikern des Sozialismus, Robbertus und Marx, thatsächlich zu einer pessimistischen Auffassung des immanenten Entwicklungsganges des sich selbst überlassenen Verkehrs neigten. Wir glaubten aufrichtig, daß bei schrankenlos fortgesetzter kapitalistischer Produktionsweise die wenigen Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer und die mittleren Vermögen immer kleiner an Zahl werden müßten. Der diese Anschauung in das Gebiet der Märchen verwies, war Julius Wolf. Er bewies in seinem durch Geist, Kühnheit und umfassendes Wissen gleich ausgezeichneten Werk über „Sozialismus und kapitalistische Wirtschaftordnung“ (1892), daß in der modernen bürgerlichen Gesellschaft immanente Wohlstandstendenzen wirksam sind, die sich dauernd Geltung zu verschaffen wissen. Seitdem ist durch hundertsältige Zeugnisse die Besserung der Lage der Arbeiter konstatiert und Bestandtheil der Ueberzeugung der Gelehrten aller — auch der sozialistischen — Richtungen ohne Ausnahme geworden.

Wollte Mehring ehrlich sein, so mußte er also in seinem ersten Buch über die Sozialdemokratie, entsprechend dem damaligen Stande der Wissenschaft, die in Rede stehende Frage im pessimistischen Sinn entscheiden, während er sich in seinem zweiten Buche zu einer optimistischeren Auffassung bekennen mußte. In Wirklichkeit entscheidet sich Mehring natürlich jedesmal so, wie es in seine jeweilige Parteischablone paßt, ohne von der geringsten Rücksicht auf Wissenschaft und Sachkunde angekränkt zu sein. Im Jahre 1879 kam es ihm darauf an, der Sozialdemokratie — deren Fahne er wenige Jahre zuvor verlassen hatte — eins zu versetzen, und so wandte er sich mit vollster Lungenkraft gerade gegen die Verleumdungslehre: „Ueberblicken wir“ — orakelte er damals — „die reiche Mannichfaltigkeit unseres nationalen Lebens, dann erkennen wir deutlich, eine wie unendliche Strecke Weges uns von den extremen Mißgebilden der großen Industrie trennt; die Prophezeiung des Kommunismus von dem nahenden Weltsturz, der Scheidung des Volkes in wenige Milliarden und die zahllos wimmelnden Millionen des Proletariates erscheint uns dann weniger als seine schlimmste denn als seine groteskste Lüge.“ (Mehring, „Deutsche Sozialdemokratie“, Seite 236). 1882 schreibt er sogar noch schärfer: „Herr Stoecker pflegt von der Noth der industriellen Arbeiter in oft verleumderischer Weise zu sprechen, — ich sage mit vollem Bedacht: ‚in verleumderischer Weise‘, denn . . . Stoecker und Lohd schildern in übertriebener Weise die Leiden der arbeitenden Klassen, ohne jemals auf die unbestreitbaren Fortschritte hinzuweisen, welche die Arbeiter während der letzten Jahrzehnte immerhin in ihrer Klassenlage gemacht haben.“ (Mehring, „Herr Stoecker, der Sozialpolitiker“, S. 61.)

Die „groteske Lüge“, die nach seiner eigenen Aussage nur der „Verleumder“ vertreten kann, wird mit dem Augenblick, wo Mehring bei einer anderen Partei Dienste nimmt, als unumstößliche Wahrheit verkündet. Und Dem gemäß donnert er heute im rollenden Brustton der Ueberzeugung gegen die Gesellschaftsordnung, die „eine kleine Minderzahl in den Schoß des Reichthumes und der fatten, zahlungsfähigen Moral, die große Mehrheit in den Abgrund des Elendes und des Verbrechens schleudert.“ So bündig hat thatsächlich noch niemals ein Autor seine mala fides an den Pranger gestellt, — so offen noch niemals die Wahrheit, ohne den geringsten Versuch einer Entschuldigung, mit Füßen getreten!

Nicht minder wird Mehring durch seine Stellung zur deutschen Arbeiterversicherung gekennzeichnet. Dies monumentale Werk erdreistet er sich heute, wegwerfend als „Bettelreform“, als „verbesserte Armenpflege“, als „Almosen- und Lakaien-Sozialismus“ zu bezeichnen.

Auch hier mußte es Mehring ehedem anders. 1882, wo erst nur der die Unfallversicherung betreffende Gesetzentwurf eingebracht worden war,

erklärte er schon den Plan geradezu für „großartig“ („Herr Stoecker“, S. 46.) und schrieb begeistert:

„Mit dem Verschwinden der sozialdemokratischen Agitation schlummerten alle sozialreformatorischen Pläne glücklich ein und würden auch heute noch in einem wahren Dornröschenschlaf liegen, wenn sich nicht die geniale Kraft des Fürsten Bismarck durch das wuchernde Gestrüpp der Einbildungen und der Vorurtheile breite Bahn gebrochen hätte, sie wieder zu erwecken . . . Fürst Bismarck hat durch das Anfassen der sozialen Reform so viele ellenlange Verräthen ausgelopft, so viele Spinnweben zerstört, so viele schiefe und schielende Vorurtheile in den Rechrchtswinkel der Zeitgeschichte geworfen, daß, wer nur immer politisch und psychologisch einigermaßen auf diesem Gebiet bewandert ist, seine aufzuklärende Thätigkeit nicht anders als preiswürdig finden kann. Es war eine Art von Herkulesarbeit, die sich getrost neben jedes andere unsterbliche Verdienst des Reichskanzlers stellen darf.“ (a. a. O. S. 39.)

Wer danach, und sei es selbst der dümmste Zeitungsleser, Mehring auch nur noch ein Wort glaubt, ist wahrhaftig werth, nach jenem goethischen Wort, ausbündig von solchem Zeitungsgehwister zum Narren gehalten zu werden.

Aber vielleicht hat seine Darstellung Vorzüge? In der That erkenne ich sie bis zu einem gewissen Grade an: nämlich, so weit es sich darum handelt, journalistisch mit großen Theaterworten um sich zu werfen. Aber ein Anderes ist es, allwöchentlich in Zeitartikeln mit mächtigen Tamtamschlägen den baldigen Sieg des „Klassenbewußten Proletariates“ (Mehring's bis zum Ekel wiederholte Lieblingsphrase!) und den nahen Untergang seiner Feinde zu verkünden, — ein Anderes, Geschichte zu schreiben. Wie wenig Mehring für diese Aufgabe geeignet ist, zeigt deutlich genug der Ton, auf den sein Werk gestimmt ist. Georg Friedrich Knapp, selber ein Meister sozialgeschichtlicher Darstellung, sagt einmal: „Wer Geschichte schreibt, ist selber eine Art von Herrscher: zwar nicht im Gegenwärtigen, aber im Vergangenen; zwar nicht im Reich der Thaten, aber im Reich der Anschauungen; er herrscht über die Könige, wenn sie dahin gegangen sind, woher sie nicht wiederkehren; also ziemt ihm eine königliche Sprache.“ Wie weit sich Mehring von einer solchen Sprache entfernt, mag der Leser an den folgenden Beispielen beurtheilen. „Im Jahre 1871“ — heißt es also in dieser lieblichen Historie — „begann der offene Kampf Bismarck's gegen die Sozialdemokratie, anfangs ruck- und stoßweise geführt mit dem lässigen Hochmuth eines größtenwahnsinnig gewordenen Junkers, dann, in dem verzweifeltsten Kampf um die eigene Existenz, immer verzweifelter, bis diese Existenz ehr- und ruhmlos zusammenbrach.“ „Bismarck's bonapartistische Instinkte mußten angenehm gekipelt werden von dem Gründungschwindel, der die ganze Nation in eine Spielhölle verwandelte, um sie en masse beschwindeln zu können.“ „Konnte Bismarck's, dieses ‚rechten Prahlhansens‘, Thorheit noch übertroffen werden, so wurde sie von der Thorheit der liberalen

Bourgeoisie übertroffen.“ „Die Begründung der Vorlage betreffend Unfallversicherung troff von arbeiterfreundlichen Redensarten... Bei ihrer Berathung im Reichstage that Bismarck dann noch ein Uebrigcs, ganz nach der Art plumper Demagogen, die, wenn sie einmal den Mund aufthun, ihn nicht voll genug zu nehmen wissen. Dieser Mensch, der eben Hunderte von Arbeiterfamilien seinen sultanischen Launen geopfert hatte, vergoß heuchlerische Thränen über die Enterbten und die Arbeitergreise, die langsam auf dem Scheitrich verhungern mußten. Jetzt zeigte sich, ein wie trauriger Stämper er war, selbst nur verglichen mit einem d'Israeli oder Louis Bonaparte.“ Bismarck war ein „plumper Taschenspieler, mit dem verglichen selbst ein Louis Bonaparte in den unverdienten Ruf eines staatsmännischen Genies gelangen konnte.“ „Der bismärckische Despotismus wollte am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach der Weise eines toll gewordenen Hamsters regiren.“ Bismarck „war thatsächlich der Beschränkteste jener Profitwütheriche, die, ehe sie den Bruchtheil eines Pfennigs opferten, lieber alle Gebote der Menschlichkeit zertraten“.

Vollends in sinnlose Wuth geräth Mehring, wenn er auf Politiker zu sprechen kommt, die er mit seinem persönlichen Hass beehrt, wie Eugen Richter, Leopold Sonnemann und Professor Adolf Wagner. Hier wird seine Sprache so unglaublich roh, daß es dem auf Anstand haltenden Schriftsteller unmöglich wird, in diese Kloake von Schimpfwörtern und Verleumdungen hineinzugreifen. So sind in Mehrings Buch Form und Inhalt an Eynismus einander ebenbürtig.

Das also ist der offizielle „Historiker“ der Sozialdemokratie, — und solcher Art ist seine Geschichtschreibung! Nirgends Spuren eines eigenen Gedankens, nirgends Verständnis für die inneren Triebkräfte der sozialistischen Arbeiterbewegung, nirgends Einsicht in die Bedingungen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Entwidlung. Anstatt Dessen immer und überall einzig die selben, mit Kraustaudrücken gewürzten Phrasenschauer. Und diese unsagbaren Verdächtigungen, Verleumdungen und Beschimpfungen der anders gesinnten Politiker: und Das noch dazu durch einen Mann, der — um in seinem Stile zu reden — heute grün nennt, was er gestern blau nannte und was er morgen roth nennen wird; der Jeden einen Rarren oder Schurken schilt, der an die gleißende Schlangenhaut nicht glaubt, die er heute trägt, und gleichermaßen Rarren oder Schurken Alle, die noch an die gleißende Schlangenhaut glauben, die er gestern erst abgelegt hat. Für ernst denkende Männer kommt ein Autor nicht in Betracht, der in Wahrheit nichts weiter ist als ein — Tintenfali der Partei, der er jeweilig dient.

Professor Georg Adler.



Die Katholikenversammlung.

Was Das ein Leben in unserer schönen Stadt! Schön ist sie nämlich, sowohl in ihren alten wie in ihren neuen und in den mittleren, vom großen Friedrich angelegten Theilen. Von Sommers Anfang an Korrespondenzen mit aller Welt und Komiteesitzungen über Komiteesitzungen! Man beginnt, eine Festhalle zu zimmern neben dem Saale der „Erholung“. Daß sie eine neue Zierde der Stadt wäre, könnte man nicht sagen; aber sie liegt zum Glück versteckt und wird gleich nach dem Fest wieder abgebrochen. Dann geht es ans Abputzen, Lünchen und Malen der Häuser; jögert der Besitzer eines Hauses, dessen Vorderseite nicht mehr ganz schmutz aussieht, so wird ein sanfter Druck auf ihn ausgeübt. Wären unsere Maler- und Anstreichergejellen nicht fromme Kämmlin geistlicher Dörten und Mustereemplare der dem Staat so sehr am Herzen liegenden Arbeitwilligen, so hätten sie eine hübsche Lohnerhöhung durchsetzen und sich einen vergnügten Winter bereiten können. Ob es mit Rücksicht auf die Katholikenversammlung geschehen ist, daß man fensterlose Häuserseiten mit einer Handwurstjade bunter Plakatmalerei bekleidet hat, oder nur, weil der Strom des neuesten Architektengeschmackes zufällig gerade in diesem Sommer Reife erreicht hat, danach wage ich nicht zu forschen. Inzwischen ist von kunstsinrigen und gelehrten Lokalpatrioten ein ausschließlich den erwarteten Gästen gewidmeter Fremdenfährer zusammengestellt und sind wirklich sehr hübsche Fest-Ansichtspostkarten von hiesigen Künstlern entworfen und in Stuttgart ausgeführt worden; selbstverständlich wird auch eine Festzeitung vorbereitet. Vom ersten August an schlagen Fleisch, Butter und Eier auf; auch die Pühner und Tauben, die aber, weil sie von den Gastwirthcn wenig begehrt werden — wer hätte in einer solchen Campagne Zeit, Tauben zu rupfen oder Tauben zu essen? —, schon vor dem Fest zur Betrübniß der enttäuschten Bäuerinnen durch Ueberangebot wieder wohlfeil werden. Was die in den Gastwirthschaften angehäuften Wein- und Biervorräthe und die von auswärts verschriebenen Keilner betrifft, so gehen darüber märchenhafte Zahlenangaben um. Und für Alles sorgen die unermüdlichen Herren der verschiedenen Komitees: für eine Sanitätskolonne, für ein wohlkalkulirtes System von Extrazügen, für Omnibusverbindungen, für eine Posthilfsstelle im Hauptversammlungslokal, sogar für eine improvisirte Pferdebahn ohne Gleise.

Zuletzt macht man sich an den Bau der Ehrenpforten und an die Ausschmückung der Stadt; und endlich bricht er an, der große Tag, der siebenundzwanzigste August! Bei blinkendem Sonnenschein kommen die ersten Gäste durch die im buntesten Schmutz prangenden Straßen gezogen. Es sind meistens Männer der schwieligen Faust, mit Gesichtern, die ein hartes Leben theils in harte und rohe Formen gehämmert, theils mit tiefen Furchen durchzogen hat; denn es ist Sonntag, und darum hat man diesen ersten Tag den katholischen Arbeitervereinen eingeräumt. Fünftausend haben sich eingefunden mit mehr als fünfzig Fahnen. Auf zehntausend schätzt man die anwesenden Fremden, die sammt den Einheimischen in den Straßen auf und ab wogen und sich in den Sälen drängen. Dem Wohnungskomitee verursacht dieser Andrang keine Schmerzen, denn es sind wenig Nachtgäste darunter. Auch mit Diesen, die erst von Sonntag

Abend an eintreffen, wird es spielend fertig, da sogar die Evangelischen und die Juden (3536 und 367 von unseren 189000 Civilseelen; außerdem gereichen 5517 Militärpersonen der Stadt zur Zierde) im Wohnungangebot (wie auch in der Ausschmückung der Häuser) mit den Katholiken gewetteifert haben. Honny soit qui mal y penso und etwa Geschäftsrückichten wittert! Das Geschäft versteht sich, wie die Moral, beim modernen Menschen immer und überall von selbst; aber unsere Evangelischen und Juden sind wirklich von Herzen froh, daß der Kulturkampf vorüber ist, leben mit ihren katholischen Mitbürgern im besten Einvernehmen und sind außerdem lokalpatriotisch stolz darauf, daß sich die nicht große Stadt der Aufgabe gewachsen zeigt, eine solche Menge von Fremden unterzubringen und angenehm zu unterhalten. Die Aufgabe hat sich schließlich leichter erwiesen, als sie anfänglich schien, weil, wie die Pessimisten richtig vorausgesehen haben, die Gäste aus dem Westen und Süden unseres Vaterlandes nur spärlich eingetroffen sind. Zwar ist es, wie Herr Porck richtig und wichtig bemerkte, aus dem Westen nach dem Osten genau so weit wie aus dem Osten nach dem Westen; aber der Zug nach dem Westen beherrscht nun einmal uns Ostländer; ein Gegenzug aber will nicht entstehen. Noch immer glauben die Westländer dem alten Goethe, daß man in Schlessien fern von gebildeten Menschen lebe, und man rechnet uns zu Polen, wo nicht viel zu holen sei. Ich halte Das, nebenbei bemerkt, nicht gerade für ein Unglück, denn auch so schon sind unsere Wohnungen theuer und unsere Sommerfrischen überfüllt genug.

Weiterer als das sonntägliche war das Bild, das uns der Montag bot: ein paar hundert Geistliche, theils mit hageren und asketisch strengen, theils mit Bacchusgesichtern, ein feuerrother Cardinal und die papageibunte Schaar der Mufensöhne, die, bald „bummelnd“, bald in offener Halle beim Fröhlschoppen sitzend, bald mit prachtvollen Fahnen in einem enlosen Zuge schöner Wagen einherrasselnd, die Augen und Herzen unserer Frauen und Jungfrauen erfreuten. Vom Montag Morgen bis Donnerstag Nachmittag dauert die Arbeit in einer verwirrenden Menge von geschlossenen und öffentlichen Versammlungen, Ausschuß- und Vereinsitzungen. Kommerse bilden den Uebergang von der Arbeit zum Vergnügen, und während hier und dort die *occlusia militans* das Schwert des Wortes schwingt, verrichtet an andern Orten die *occlusia jubilans*, cantans et bibens ihr Werk, unterstützt von den wackeren Musikern unserer vier Militärkapellen, die sich von morgens bis nach Mitternacht die Zungen ausblafen. Nur die in den Gesellensvereinen geborene *occlusia saltans* findet weder Raum noch Zeit zur Daseinsbethätigung. Mit dieser Hervorhebung der heiteren Seite des Festes — als ein solches wird die Generalversammlung offenbar von Stadt und Umgegend und wohl auch von der Mehrzahl der Theilnehmer aufgefaßt — soll kein Tadel ausgesprochen werden. Eine Kirche, die das Volk an der freien Entfaltung seiner Natur hindert, kann niemals Volkskirche werden. In England hat trotz den großartigen Erfolgen Cromwells, der mehr Geist hatte als alle englischen Könige zusammengenommen und England zum Range einer Weltmacht erhob, der Puritanismus schmähslich Biasko gemacht; nach des großen Protektors Tode nahm das Volk den Sohn des enthaupteten Karl mit offenen Armen auf und begrüßte seine überlichen Kavaliere mit Jubel. Nicht die Frömmigkeit des siebzehnten, sondern erst der „Gewerbesleiß“ des neunzehnten

Zaithundert hat den gemeinen Mann im Merry England so ganz auf den Hund gebracht, daß er über einen Witz nicht mehr lacht, weil er ihn nicht versteht, und daß die Abgeschmacktheiten der Temperenzler und der Feilsarnee nöthig sind, ihn aus der Verthierung zu erretten, in die er versunken ist.

Was in den Sitzungen der „Sechshundvierzigsten General-Versammlung der Katholiken Deutschlands“ berathen und in den öffentlichen Versammlungen gesprochen worden ist, wissen die Leser aus den Zeitungen. Es ist natürlich im Wesentlichen das Selbe wie in allen früheren Jahren und wenig kommt darauf an, mit was für neuen Variationen die alten Themen umspinnen werden. Die Hauptsache bei diesen Versammlungen ist, daß die Theilnehmer durch ihre bloße Anwesenheit die Einmüthigkeit der deutschen Katholiken und die unerschütterte und unerschütterliche Festigkeit des hierarchischen Baues der katholischen Kirche bezeugen. Es giebt größere, imposantere Versammlungen, deren Mitglieder nicht weniger einmüthig scheinen und deren alkoholische oder ideale Begeisterung sich noch stürmischer äußert, die aber trotzdem nichts bezeugen und nichts bedeuten. Vor fünf- und fünfzig Jahren habe ich an großen Versammlungen theilgenommen, in denen der Ruf: „Rom wird und muß fallen“ brausenden Widerhall fand; aber diese begeisterten Kämpfer haben den Bau der alten Kirche so wenig erschüttert, wie kleine Knaben einen alten Dom erschüttern, wenn sie mit ihren Federmessern an einem der Steinblöcke eines seiner Pfeiler herumkragen. Auch die Theilnehmer solcher Versammlungen konnten sich ohne Selbsttäuschung sagen: Millionen stehen hinter uns; aber mit dem „hinter uns stehen“ war dann weiter nichts gemeint, als daß diese Millionen den Katholizismus hassen, jederzeit in ein Veroot einzustimmen und der verhaßten Institution zu Schaden bereit sind. Bei einer deutschen Katholikenversammlung ist Das anders. Die Theilnehmer — wie viele ihrer sind, darauf kommt wenig an, und schrumpfte ihre Zahl mit der Zeit auf hundert zusammen, so schadete es nichts —, die Theilnehmer wissen, daß vor fünf und zwanzig Jahren der damals mächtigste Staat der Welt darauf ausgegangen ist, innerhalb seiner Grenzen die Organisation der katholischen Kirche zu zerstören, daß er dabei von seinen Nachtmitteln rücksichtslos Gebrauch gemacht hat und daß sein Unternehmen an dem passiven Widerstande der Katholiken gescheitert ist. Das also wissen die Theilnehmer und sagen einander durch ihre bloße Gegenwart, ohne daß es vieler Worte bedürfte: Wir Alle und die Abwesenden, die wir vertreten, würden bei einem zweiten Angriff nicht allein eben so fest, sondern, durch die Erfahrungen des ersten Kampfes und durch unseren Sieg gekräftigt, noch fester stehen.

So weit sich der Lauf der Welt voraussehen läßt, habe ich immer einen sichereren Treffer gehabt; nur einmal habe ich mich schwächlich blamirt. In meiner Erklärung vom zwei und zwanzigsten April 1870 schrieb ich: „Dieses System (das des neunten Pius und der Jesuiten), offiziell zum Prinzip erhoben, wüßte wegen seiner inneren Unwahrheit den Organismus der katholischen Kirche auflösen, und zwar in Anbetracht der Zeitumstände in nicht langer Frist.“ Man ist eben immer ein schlechter Prophet, wenn man mit persönlichen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen in die Ereignisse verwickelt ist. Schon nach einem Jahre sah ich meinen Irrthum ein. Daß der Fortschritt der Wissenschaft die Religion vernichten könne, hatte ich niemals geglaubt oder gefürchtet. Eine beethoven'sche Symphonie kann man nicht widerlegen, schreibt Fr. K. Lange. Nun, eine Religion

auch nicht, denn sie ist eine Seelensymphonie. Sie entspringt aus den Bedürfnissen der Seele und befriedigt sie. Sie giebt dem geistigen Auge den Horizont, dessen es bedarf, um nicht durch Schweißen ins Grenzenlose krank zu werden, sie steckt den Strebungen ein Ziel und gewährt dem Gemüthe Trost. Wie könnte irgend ein wissenschaftlicher Fortschritt die Seele veranlassen, auf eins dieser Güter zu verzichten? Die Physik belehrt uns nur über Erscheinungen, über das Wesen der Dinge sagt sie nichts. Welche Metaphysik wir annehmen: Das hängt nicht von irgend einer physikalischen Erkenntniß, sondern von unserem Willen, unserem Geschmack und unserem Herzensbedürfniß ab, so weit es nicht durch Geburt und Erziehung für unser ganzes Leben entschieden ist. Die moderne Astrologie, Physik und Biologie, die in unseren Schulen gelehrt werden, beeinträchtigen den Glauben nicht im Mindesten. Dieser hängt so wenig von ihnen ab wie die Entscheidung unseres musikalischen Geschmackes für oder gegen Wagner. Wie die Kirche die Buchdruckerkunst benützt, mit der man sie schon mehr als einmal vernichten zu können geglaubt hat, so benützt sie alle technischen Errungenschaften, die wir dem Fortschritte der Naturwissenschaften verdanken. Der Katholik fährt heute mit Dampf oder Elektrizität zu seinen Versammlungen und Wallfahrtsorten und die Kirche eines mexikanischen Nonnenklosters soll die elektrische Beleuchtung früher gehabt haben, als die Straßen unserer Hauptstädte sie bekamen. Also, daß das Heiligtum der Religion vom Fortschritte der Naturwissenschaften und von der Philosophie nichts zu fürchten habe, daran hatte ich niemals gezweifelt. Aber in jener Krisis bildete ich mir ein, der Widerspruch zwischen der ultramontanen Vorstellung von der Kirche und der geschichtlichen Wirklichkeit müsse die katholische Kirche auflösen. Als ob die Kirchengemeinden aus lauter Professoren der Kirchengeschichte bestünden! Für die ungeheure Mehrzahl der Katholiken — mit anderen Kirchen und Religionen verhält es sich eben so — ist der Widerspruch gar nicht vorhanden, er übt daher auch keine auflösende Wirkung aus. Selbst wenn man den Gläubigen auf den Widerspruch hinweist, macht Das keinen Eindruck, schon aus dem Grunde nicht, weil er weiß, daß die Gelehrten einander widersprechen und daß in der gelehrten Welt heute nicht mehr gilt, was gestern gegolten hat, daher auch morgen nicht mehr gelten wird, was heute gilt. Wäre er gleichgültig gegen die Kirche, so würde er sich die Sache vielleicht überlegen; aber Das ist er nicht, weil die katholische Kirche — und darin ruht eben ihre Macht — die Bedürfnisse seines Herzens und Verstandes besser befriedigt und seine Phantasie angenehmer beschäftigt, als irgend eine andre Religion vermöchte. Dazu ist jede Religionsgesellschaft eben eine Gesellschaft, ein Komplex geselliger, gemüthlicher, verwandtschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer und juristischer Beziehungen, aus dem sich der Einzelne nicht ohne Erschütterung und Schädigung seiner Existenz losreißen kann, und von der ältesten, mächtigsten und bestorganisirten aller europäischen Religionsgesellschaften gilt Das natürlich in noch höherem Grade als von den jüngeren und schwächeren. Daraus erklärt es sich, daß in Oesterreich, wo die national gesinnten Deutschen den Katholizismus aufs Grimmigste hassen und wo nicht einmal die Polizei eine Katholikenversammlung vor Insulten zu schützen vermag, die geplante Abfallbewegung dennoch nicht in Fluß kommt. Man schimpft und man zieht gegen Katholiken, die sich als solche bekennen, mit Knäppeln los; aber ausschneiden, zum Protestantismus übertreten —: nein, dazu kann man sich

nicht entschließen. Und die zahllosen Vereine und Genossenschaften, mit denen heute die katholische Kirche den verschiedensten Bedürfnissen entgegenkommt — sogar in Italien, was sehr viel sagen will! —, beweist die ungeschwächte Anpassungsfähigkeit und die jugendliche Triebkraft des alten Stammes. Hat ihm der preussische Staat in seiner Vollkraft mit einem Bismarck an der Spitze nichts anhaben können, wie sollten ihn da Professorenargumente ernstlich verwunden? Wer würde nicht darüber lachen, wenn Jemand von den gelehrten Beweisführungen der Frau von Suttner etwas für die deutsche Armee fürchten wollte? Die katholische Kirche aber ist älter, größer und wurzelt tiefer in den Bedürfnissen der Menschen als irgend ein moderner Staat mit seiner Armee.

Die deutsche Nationalkirche ist ein Traum gewesen und der deutsche Staat hat die Thatfache, daß reichlich ein Drittel seiner Angehörigen eine Proving der römisch-katholischen Kirche bildet, einfach hinzunehmen. Die in buntem Farbensplanz prangende Blüthe des katholischen VerbindungsweSENS aber bürgt dafür, daß auch der Staat im engeren Sinne, die höhere Beamtenschaft, in Zukunft zu einem nicht unbeträchtlichen Theil aus Katholiken, und zwar aus „ultramontanen“ Katholiken, bestehen wird. Für den Staat bedeutet Das keine Gefahr; schon Bismarck hat Das, nachdem er seinen Irrthum eingesehen hatte, öffentlich erklärt und dem Zentrum das Zeugniß ausgestellt, daß es zu den „Staat erhaltenden“ Parteien gehöre. Wer das Gegentheil behauptet, möge uns doch einmal klar machen, wie er sich eine Gefährdung des Staates durch die Kirche denkt; er wird außer hohlen Redensarten nichts zu sagen wissen. Was ich selbst im Jahre 1870 im Streit gegen das Vatikanum angeführt habe, daß der Papst die Katholiken vom Untertaneneide entbinden könne, war doch nur Phantasterei. Wenn der Papst diese Thatheit beginge, so würde er seine Frommen betrüben und den „Kladderadatsch“ erfreuen, sonst aber keine Wirkung erzielen. Der Papst mag so mächtig sein, wie er will: so bald er seine eigenthümliche Machtphäre überschreitet, ist er ohnmächtig, gerade so wie ein Bismarck, wie der Deutsche Kaiser und andere Machthaber.

Höchstens könnte man von einer indirekten Schädigung des Staates insofern sprechen, als der konfessionelle Zwiespalt vielleicht — gewiß ist Das durchaus nicht — das Nationalbewußtsein schwächt. Aber hätten wir etwa eine ungetheilte Volksseele, wenn es keine Katholiken gäbe? Ist nicht der Gegensatz zwischen Sozialisten und Kapitalisten, nicht bloß der Gegensatz der Interessen, sondern auch der der Anschauungen, zehnmal schroffer als der zwischen Katholiken und Protestanten und stehen einander Atheisten und Christen nicht weit feindlicher gegenüber als gläubige Protestanten und Katholiken? Wo Diese einander noch hassen, da ist heute nicht mehr die Religion schuld, sondern nur noch die Konkurrenz; auf Konkurrenzneid läuft auch der Paritätstreit hinaus, der ein Streit zwischen Personen und Familien ist und den Staat nur insofern angeht, als ihm die unangenehme Aufgabe zufällt, den Streit schlichten zu müssen. Das Endergebniß unserer Betrachtungen lautet also: Nicht die Religion ist abgethan, wie fossile Fortschrittler sich eingebildet haben und sich vielleicht heute noch einbilden, sondern der Kulturkampf und Alles, was damit zusammenhängt, ist abgethan. Parolons d'autre chose! Wenden wir uns zu den wirklichen Aufgaben der Gegenwart!



John Ruskin als Sozialreformer.

Im Bereich des Westhetischen ist der Dilettant der Geniehebe. Er nimmt zwar an den Hervorbringungen der Kunst innerlich Theil und fñhrt in der Kritik das groÙe Wort, aber sein Verhåltniß zu den Hervorbringungen ist ein passives. Anders in der Politik. Die groÙen Persönlichkeiten, die man als „Tråger“ der geschichtlichen Bewegungen zu bezeichnen lieÙt, die Heldenspieler in dem anfangs- und endlosen Drama der Geschichte sind Muster von Dilettantismus. Ihr Denken ùber das eigenste Gebiet ihrer Bethåtigung ist aphoristisch und ihre Einheitgedanken, ihre höchsten Verallgemeinerungen sind lückenhaft und roh. Die Auffassung des gesammten sozialen Lebens als eines zusammenhångenden Problems, das sich mit Worten einseitig umschreiben und mit kontrollirbaren Mitteln lösen lÙt: diese Auffassung, die der Wissenschaft als Ideal vorstrebte und methodologisch jeder wissenschaftlichen Leistung zu Grunde liegt, findet man bei den Thatmenschen fast nie. Cæsar, Cromwell, Napoleon, Bismarck, sie Alle zeigen das selbe Phånomen: ihr Wille ist eine Zeit lang stetig auf ein bestimmtes Ziel gerichtet und dieser stetigen Willenrichtung ist ihre ganze Gedankenarbeit ausschlieÙlich unterthan. Alle diese Månner haben eine intensive Intuition vom Leben; und daraus entspringen ihre Ueberzeugungen, denen mit Argumenten gar nicht beizukommen ist. Im Gegensatz zu ihnen waren die groÙen Denker und Gelehrten in der Politik meist erfolglos, wenn nicht gar klåglich komische Figuren.

Wer sich den groÙen EinfluÙ zu erklåren sucht, den John Ruskins sozialpolitische Schriften, Das heiÙt seine Sammlungen von Aphorismen ùber die Sozialreform, in den Låndern englischer Zunge gehabt haben, wird nothwendig auf Gedanken dieser Art geführt. Von Systematik ist bei ihm keine Spur. Wo man hingreift, lassen Widersprüche: ja, hin und wieder begegnet man, ganz wie bei den Thatmenschen, einer ausgesprochenen Verachtung aller Elemente wissenschaftlich-systematischer Arbeit. Logik, gedankliche Architektur und Grammatik werden fast als Feinde des Lebens behandelt, als die Mchte, die der angeborenen Farbe der EntschlieÙung des Gedankens BlåÙe antrnkeln. Der Krebsknoten der Renaissance war nach Ruskin dieser logische Gang, die Systemwuth, wie er sagt; in der Kunst führt dieses Streben zu inhalts- und gemthsleerer Virtuosität, in der Wissenschaft zur Scholastik und zu unfruchtbarer Listerei. Hierin verhält sich Ruskin eben so wie Carlyle, von dem er als Sozialreformer die entscheidenden Anregungen empfangen hat. Freilich: Carlyle macht öffentlich vor Kant, Fichte und Schelling seine Reverenz und acceptirt ihr Arbeitsergebnis, aber ùber ihre Arbeitsmittel macht er sich in den Tagebüchern heimlich lustig. Aber Ueberzeugungen muÙ man haben, Auslegungen des Lebens, in die der ganze Mensch mit Kopf und Herz eingeht, und Gefinnungen muÙ man bethåtigen: you must live up to them, wie der bezeichnende englische Ausdruck lautet. Beide, John Ruskin und Thomas Carlyle, sind als Schriftsteller der Sozialreform Dilettanten aus Prinzip, nicht aus Schwäche. Denn an natürlicher Denkraft und Denkschrfe stehen sie hinter den Männern der strengsten Wissenschaftlichkeit keineswegs zurück. Ich bezweifle sehr, ob die Logikmhle carlylescher Erfindung, John Stuart Mill, einer der wissenschaftlichsten Köpfe der Gelehrtengeschichte, so viel und so wirksam „Gefinnung“ verbreitet hat wie Ruskin, Carlyle oder William Morris.

Ruskins Schriften sind darum geschichtliche Dokumente ersten Ranges. In den Handbüchern der Nationalökonomie fristet er zwar — meist nur in einer Anmerkung — ein kümmerliches Dasein, in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts lebt er aber als eine Centralgestalt und, so weit ein Schriftsteller Das sein kann, als eine Centralgewalt. Um die Größe seines Einflusses richtig zu bezeichnen, muß man schon auf Erscheinungen wie Voltaire und Rousseau zurückgreifen. Kein moderner Schriftsteller ersten Charakters wird in England mehr gekauft und gelesen als Ruskin; seine Bücher dürften an Verbreitung selbst der Bibel und Shakespeares schwerlich viel nachgeben. In tausend offenen und verdeckten Kanälen, durch Fach- und Unterhaltungsliteratur, Zeitungen, Flugschriften, Volksversammlungen, durch Vorträge von Pädagogen und Sozialreformern, endlich durch die Ruskingesellschaften fließen seine Gedanken, seine Witze, seine Aphorismen, seine Bilder der Masse zu; und in dem kaum entwirrbaren Anäuel von Vorstellungen, die sich — ähnlich wie theils neben-, theils gegenstrebige Luftschichten — im geistigen Leben der Gegenwart theils verbünden, theils bekämpfen, brechen sie überall hervor.

Dieser merkwürdige Mann — 1819 geboren und ein Schotte gleich Carlyle und Mill — stand bis zum Jahr 1860 der wirtschaftspolitischen Bewegung äußerlich ganz fern. Sein Arbeitsgebiet war die Aesthetik. Als Kunstkritiker und Kunsthistoriker hatte er sich durch die „Modern painters“ und „Stones of Venice“ einen Ruhm begründet, der an sich schon für ein Menschenleben genügt hätte. Zwei der gangbarsten ästhetischen Begriffe, „Gothik“ und „Renaissance“, hatte er umgedeutet oder, wie heute der Ausdruck lautet, zu neuen Werten umgeprägt. Mehr als Das: er hat sie in Kurs gebracht. Sie haben sich unter seinen Händen von ästhetischen Begriffen zu Kulturbegriffen erweitert. „Gothik“ bedeutet bei Ruskin nicht mehr eine besondere Weise der Kunstübung, sondern eine eigene Denk-, Fühl- und Wirtschaftsweise; eben so „Renaissance“. Im Gegensatz zu fast allen anderen Künstlern und Kunstschriftstellern hat sich Ruskins Kulturideal durch die Beschäftigung mit dem Aesthetischen erweitert, statt verengt, und sich zum sozialpolitischen Ideal entwickelt. Die Schrift, die diese Wendung in Ruskins Leben bezeichnet, heißt: „Unto This Last“. Sie erschien zuerst in Essayform in dem von seinem Freunde Thackeray herausgegebenen „Cornhill Magazine“, konnte aber nicht bis zu Ende veröffentlicht werden, weil die Abonnenten in entrüsteten Massenzuschriften mit Abfall drohten. Fast alle Tagesblätter erklärten sich gegen Ruskin und die sichtlich betretenen Autoritäten der „dismal sciences“ erhoben einstimmig den Vorwurf der Ungünstigkeit. Aber es war nicht möglich, die Schrift totzuschweigen, als sie bald danach, auf Ruskins eigene Gefahr und Kosten gedruckt, in Buchform erschien. Diese dilettantische Sozialwissenschaft, im Wesentlichen negativer Art — nämlich ein Angriff auf die manchesterliche Staats- und Wirtschaftsauffassung —, erwies sich so wirksam, wie sonst nur der Dilettantismus in der Politik zu sein pflegt. Ich fasse Ruskins Zeitfäße kurz zusammen:

Die klassische Ökonomie betrachtete die bestehende Organisation des Wirtschaftslebens ausschließlich als Mittel zu dem Zweck, Tauschwerthe zu produziren. Die Voraussetzung für diese Auffassung war die Fiktion vom ökonomischen Menschen. Das ökonomische Problem isolirt die selbstsüchtigen Kräfte und betrachtet die sozialen Affekte als zufällige Elemente der menschlichen Natur; nur Geiz und der Wunsch, vorwärtszukommen, sind stetig. Man eliminire nun die nicht stetigen

Elemente und prüfe, nach welchen Gesetzen der Arbeit, des Kaufs und Verkaufs die größte Anhäufung von Kapital zu erhalten ist. Sind diese Gesetze einmal bestimmt, dann mag das Individuum von „affektiven“ Elementen so viele, wie es will, zur Geltung bringen, es mag sich dann auch selber ausrechnen, in welchem Maße durch die Einführung dieser „störenden“ Elemente der Interessentalkul verschoben wird. Daß diese manchesterliche — oder besser: waarentechnische — Auffassung des Wirtschaftens im Hinblick auf den üblichen Betrieb von Industrie und Manufaktur, von Handel und Gewerbe zum großen Theil richtig ist, wird man kaum bestreiten können. Menschlichkeitregungen haben im Konkurrenzsystem neben der Profitwuth keinen Platz. Es fragt sich nur, ob die bestehenden Austauschgesetze ewigen Charakter behalten sollen, ob die menschliche Gesellschaft die Kontrolle über die sogenannten natürlichen, also dem Willenseinfluss entrückten Marktgesetze für ewig aus Händen gegeben habe, kurz: ob die waarentechnische Produktion wirklich die Geltung eines unabänderlichen Naturgesetzes behalten soll und behalten kann. Ruskin leugnete Das. Er leugnete sogar, trotz seinem Pessimismus in Bezug auf die Wirkungen des Kapitalismus (Anarchie in der Produktion, Demoralisirung der Arbeiter durch die Art der Arbeit an sich und durch das entwürdigende Verhältnis zwischen ihnen und den Arbeitgebern), daß die mechanistische Staatsformel selbst zur Zeit der höchsten Blüthe des Manchesterthumes alle im Wirtschaftlichen thätigen Kräfte berücksichtigt habe. Alle Wohlfahrteinrichtungen, alle Reformen der Armengesetzgebung, die in der sozialen Gesetzgebung Englands während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen so breiten Raum einnehmen, ja, alle berühmten Parlamentsausschüsse zur Untersuchung der Arbeiterverhältnisse, die ganze Fabrikgesetzgebung sprechen ihm dagegen. Sie bedeuten eine Verletzung der Lehre vom ökonomischen Menschen, sie bedeuten eine Verletzung der vorausgesetzten absoluten wirtschaftlichen Freiheit, wie denn den englischen Arbeitern ja sogar die Freiheit, von ihren individuellen Kräften zu Koalitionszwecken Gebrauch zu machen, lange Jahre hindurch versagt worden war. Sie bedeuten endlich und ganz besonders einen Eingriff in die Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Und gerade dieses Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war für Ruskin das Ur- und Grundproblem der Nationalökonomie. Jeder Strike zeige, wie die wirtschaftstenden Menschen die Thatsachen des Lebens aufgefaßt sehen wollen, er ist ein Protest gegen den von der „Wissenschaft“ proklamirten Waarencharakter der menschlichen Arbeit, eine Auslehnung gegen die Marktgesetze. Die „störenden affektiven Elemente“, die die auf die Fiktion vom ökonomischen Menschen aufgebaute Wissenschaft bei Seite gesetzt hat, melden sich da sehr nachdrücklich zum Wort. Ein der Wissenschaft ganz fremder Begriff, die Gerechtigkeit, mischt sich plötzlich in den mathematischen Interessentalkul. Der Arbeiter will, daß die „Waare“ Arbeit unabhängig sei von der Nachfrage; er will Stetigkeit der Beschäftigung und Löhnung nach einem seinen Kulturbedürfnissen, nicht dem minimum-standard of life, entsprechenden Maßstab. Es liegt aber — immer nach Ruskin — nicht in der Natur der Wissenschaft irgend welcher Art, den Einklang so widersprechender Ansprüche und Interessen herbeizuführen. Wissenschaft und Leben stehen demnach im Gegensatz: die Nationalökonomie ist eine Bastardwissenschaft, eine Afterswissenschaft vom Range der Astrologie.

Diesen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben stellt Ruskin fest, ohne ihn aufzuklären oder zu sehen, worauf er beruhet. Sehen wir einen Augenblick voraus, daß die Analyse gesellschaftlicher Thatfachen in einem gegebenen Moment vollständig sein könnte, daß sich, um mit Marx zu reden, das Materielle der Wirklichkeit in das Ideelle des Menschentopfes um- und übersehen ließe: so bleibt doch unter den Händen des Forschers das Object der Untersuchung, das Leben, nicht mehr das selbe. Vom rein Ideellen, dem Ideologischen, abgesehen, ändern sich die Bedürfnisse und die rein materiellen Bedingungen ihrer Befriedigung gleichzeitig durch Entdeckungen und Erfindungen; die Produktionstechnik, die Besitzverhältnisse verschieben sich, neue Interessentkristallisationen schießen auf, ihr Antheil an der politischen Macht ändert sich u. s. w. Die wissenschaftlichen Begriffe, mit denen wir die Wirklichkeit zu fassen suchen, sind außer den allgemeinsten Formalbegriffen des Denkprozesses selbst in steter Wandlung; und der Fehler eigenfinniger Forscher besteht darin, mit alten, unmodifizirten Begriffen eine neue Welt erklären zu wollen. Darin lag auch das Verhängniß der sogenannten klassischen Rationalökonomie, so weit sie Forscher — nicht Interessenten — waren, obgleich sie an Schärfe und Vollständigkeit der Analyse gesellschaftlicher Thatfachen in der Geschichte der Geisteswissenschaften kaum Jhresgleichen haben. Unter den Händen der Interessenten verwandelte sich ihre Lehre in eine Klassenkampfdoktrin und diese ideologische Verhüllung der Selbstsucht heißt Manchesterthum.

Ruskin ließ sich durch keine Verhüllung über die wahre Natur der an sich schon nie vollständig richtigen und überdies auch durch das Interesse gefälschten Sozialwissenschaft täuschen. Er hebt hervor, daß in der modernen Gesellschaft der industrielle und kommerzielle Typus den kriegerischen zwar überwunden, daß aber die industrielle Gesellschaftsform die früheren, wesentlich aus der Feudalzeit stammenden Maßstäbe der sozialen Schätzung doch nicht ganz zu verdrängen vermocht habe. Woher kommt es, fragt er, daß der Soldatenstand noch heute geachteter ist als jeder andere Stand, daß die Vertreter der liberalen Berufsarten, der Arzt, der Lehrer, der Jurist, der Seelsorger in der allgemeinen Schätzung höher stehen als der Händler? Er antwortet: Weil sie Alle eine Ehre haben, die ihnen verbietet, über einen gewissen Punkt hinaus der Selbstsucht zu fröhnen. Der Soldat stirbt eher, als daß er seinen Posten verläßt, der Arzt giebt seine Gesundheit eher preis, als daß er dem mit einer ansteckenden Krankheit Behafteten seine Pilsse versagt. Gemeinere Motive mögen auch den Soldaten, den Arzt, den Juristen zu seinem Beruf geführt haben, aber sie Alle ordnen doch bei Gelegenheit ihr persönliches Interesse dem der Allgemeinheit unter, — und Das adelt sie. Das Grundprinzip des Händlers setzt aber voraus, daß er in Allem, was er thut, nur einen Zweck verfolgt: möglichst viel für sich zu erbeuten, möglichst wenig dem Käufer oder Kunden übrig zu lassen; und man hält es für unmöglich, daß er sich eine Gelegenheit dazu entschlüpfen lasse. Die soziale Motivirung des Verhaltens ist also für die Schätzung des Menschen selbst in unseren Händlerstaaten wesentlich. Sie ist, wie die Forderung der Gerechtigkeit in den Wirthschaftsverhältnissen, für Carlyle, Ruskin und ähnliche Denker ein letztes, nicht weiter zu erklärendes, der Analyse unzugängliches, kurz: irrationelles Element des geschichtlichen Lebens. Nicht, was davon in Zahlen sich umsehen, sondern, was im und vom Leben durch die Zahl sich nicht fassen läßt — der Bruch —, ist das Wesentliche.

„Es liegt Dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brücken.“

Ich habe bisher aus Ruskins sozialpolitischen Ansichten Dreierlei hervor-
gehoben: die dilettantische Form, die Kritik des Konkurrenzsystemes und, als
Konstruktionprinzip für die zukünftige Gesellschaft, die Gerechtigkeit. Die Kritik
findet sich in fast allen seinen Schriften: in „Unto This Last“, in „Munera
Pulveris“, einem Werk von unbeschreiblichem Glanz der Darstellung, in „Fors
Clavigora“, einer händerreichen Sammlung von Laienpredigten an die englischen
Arbeiter, und in „Time and Tide“, Ruskins Utopie. Alle behandeln sozial-
politische Fragen kasuistisch, von Fall zu Fall, unter Bevorzugung gewisser
Lieblingsthemata, die rhetorisch und pathetisch ausgiebig sind: so der „ent-
wärdigenden“ Maschinenarbeit, der Knechtung des Menschen durch die Maschine,
der Uebersozialisierung der Arbeit, der Verunstaltung von Land und Stadt durch
die Ausbreitung der Maschinenindustrie; der Mechanisierung des ganzen sozialen
Lebens durch Uebertragung der Methoden des Konkurrenzsystemes auf Künste und
Wissenschaft, auf Literatur und Politik; der Auflösung aller moralisch wohl-
thätigen Organisationsformen der Arbeit. In immer neuen Ansätzen giebt er
eine Schilderung der Entwicklung des menschlichen Gemeinwesens von der
früheren sogenannten organischen Form der Gesellschaft bis zur heutigen künstlich-
individuellen Form der Gemeinschaft, ähnlich wie Carlyle. Die Gesellschaft
geht nach Beiden ihren pathologischen Gang (Ednness). Dafür aber machte,
im Gegensatz zu Marx und den positivistischen Denkern, Carlyle nicht die materiellen
Umstände verantwortlich, sondern das Schwinden idealistischer Denk- und Glaubens-
formen, denen er gegen die materiellen Bedingungen der Gesellschaft ein selbst-
ständiges Eigenleben zuerkannte. Er giebt der Gesellschaft einen ideologischen
Unterbau. Ruskin steht zwischen Marx und Carlyle. Er scheint Carlyles An-
sichten zu theilen, wenn er, um die Autorität in der Gesellschaft zu stützen, starke
Anleihen bei einem sentimentalischen Theismus macht; den Verfall der Gesellschaft
in Anarchie begründet er aber durch ökonomische Ursachen, besonders den Miß-
brauch der Regierungsgewalt durch die herrschenden Klassen. Seine Werththeorie
hat einen marxistischen Anstrich; er führt in originellen Wendungen den Werth
des Produktes auf die Arbeitszeit, die in ihm steckt, zurück; die Kapitalbildung
und die Kapitalansammlung in einzelnen Händen wird durch Okkupation und
sonstige Gewaltfaktoren erklärt. Ruskin behauptet, der soziale Nutzen des Reich-
thumes hänge von seinem Ursprung ab, und da er deutlich sagt, daß keines
Menschen Hände ein großes Kapital ehrlich zu erarbeiten, sondern nur mittels sinn-
reicher Methoden die Arbeit Anderer auszubeuten vermögen (discovery of some
method of taxing the labour of others), so kann man sich denken, wie hoch
er den sozialen Nutzen des Reichthumes anschlägt. Er verwirft Zins und Grund-
rente: Kapitalisten und Grundeigentümer sollen für ihre Ueberwachung ent-
schädigt werden, aber weder Kapital noch Land zinsbar machen dürfen. Er verkündet
ferner das Recht auf Arbeit für jeden Arbeitwilligen. Alle diese Anschauungen
scheinen folgerichtig ins Sozialdemokratische einmünden zu müssen. „Das Volk“,
ruft er er einmal aus, „hat angefangen, die besondere Form seiner früheren Miß-
regierung zu verstehen; es hat angefangen, zu argwöhnen, daß seine Herren es
alle Arbeit haben thun lassen, selber aber allen Lohn für sich einstreichen; mit

anderen Worten, daß, was sie ‚regiren‘ heißen, nichts Anderes war, als sich vornehm kleiden und auf seine — des Volkes — Kosten gut nähren. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß das Volk in diesem Punkte Recht hat. Die europäische Gesellschaft bestand während der tausendjährigen Feudalzeit aus Bauern, die davon lebten, zu pflügen und zu graben (digging), aus Priestern, die bettelten, und aus Rittern, die raubten. Da die aufgeklärte öffentliche Meinung (luminous public mind) zur völligen Kenntniß dieser Thatfachen gelangt ist, so wird sie eine solche Ordnung der Dinge nicht länger dulden.“ Im neunundachtzigsten Briefe von „Fors Clavigera“ erklärt er ferner, die natürliche Folge dieser Sachlage sei der Uebergang der — politischen — Macht von den oberen Klassen auf die Arbeiterklasse. Dazu stimmen drei seiner Reformvorschläge: die Festsetzung einer Maximalgrenze für industrielles und kommerzielles Einkommen, eine ähnliche Beschränkung des Landbesitzes und die sorgfältig durchdachte Forderung, die Bildung — allgemeine wie technische — zu verallgemeinern. Das sind Vorschläge, die auf ökonomische Gleichheit abzielen.

Danach scheint es fast unverständlich, wie Ruskin sich den demokratischen und sozialistischen Bewegungen seiner Zeit ausgesprochen feindlich gegenüberstellen konnte. Im Lichte dieser Ablehnung besonders aller politischen Gleichheits- und Freiheitsbestrebungen (schon in „Unto This Last“, 1860) sind die angeführten Aeußerungen als Konzessionen aufzufassen, entstanden aus dem Unmuth über den Mangel an Einsicht und Gerechtigkeitsgefühl in den herrschenden Klassen, die er trotz Alledem für berufen hält, den Staat politisch zu leiten. Ruskin ist ein geschworener Feind der Demokratie. Er nennt sich emphatisch einen „Mliboral“. Er spricht, wie Carlyle, verächtlich vom Parlament als von einer Schwaphude (talking-shop) und warnt die arbeitenden Klassen, der Reformthätigkeit der Volksvertretung zu trauen. Jede durch ökonomische und geschichtliche Erwägungen veranlaßte Regung nach Gleichheit wird bei ihm wieder durch die tiefwurzelnde Ueberzeugung von der Unfähigkeit des Volkes, sich selbst zu helfen, aufgehoben. Eine durch Erziehung genährte Unzufriedenheit scheint ihm als wirksamer Faktor des Fortschrittes doch nicht stark genug; er hat sie offenbar nur als Schreckmittel für die herrschenden Klassen benutzt, um ihr „Gerechtigkeitsgefühl“ aufzurütteln. So schwebt dieses Gerechtigkeitsgefühl, zuerst hingestellt als Produkt ökonomischer Nothwendigkeiten, doch wieder in der Luft; es ist abstrakt. Es giebt für Ruskin eine natürliche Sklaverei, nämlich die Unterwerfung unter einen überlegenen Willen, sie ist „eine eingeborene, natürliche, ewige Erbschaft des größeren Theiles der menschlichen Rasse; je mehr freien Willen man ihr läßt, desto mehr Sklaverei wird sie selbst für sich schaffen“. Alles Heil, alle Reform ist darum von der moralischen Besserung der herrschenden Volksschichten zu erwarten, ihr guter Wille und ihre Intelligenz wird die Grundbesitzer zu Patriarchen, die Industriellen zu „Kapitänen der Industrie“ — nach Carlyle — machen; nur vor einer solchen Reform der Gesinnungen kann der Händlergeist schwinden und nur durch sie wird die bestehende gesellschaftliche Hierarchie auch moralisch gerechtfertigt sein. Von dem Emporstreigen der geistig Minderwerthigen (inferiors) ist am Ende doch nichts zu fürchten, und zwar in Folge der „gesunden Unfähigkeit des Durchschnittes für geistige Arbeit“. Der von Nietzsche so sehr glorifizierte „Instinktthau“ gegen geistiges Mittelgut regte sich auch in Ruskin und vertrat sich, sonderbar genug, mit seiner stark moralistischen Weltanschauung und ihren Forderungen vielfach abstrakter Gerechtigkeit.

Es hat sich gezeigt, daß die Logik in Ruskins sozialpolitischen Anschauungen Schiffbruch leidet. Aber er ist kein Mann der Logik, sondern der Ueberzeugungen, die wesentlich durch persönliche Eindrücke und durch Gefühlsreaktionen auf die Umwelt bestimmt und leidenschaftlich verteidigt werden. Das ist das Temperament aller Utopisten. Mit der Feder in der Hand schafften sie Wolkenfukukshäime in Buchform, schön wie Kunstwerke und wahr wie Träume. Zu diese Klasse sozialpolitischer Träume von höchstem Kunstwerth und von größtem Einfluß auf die Phantasie und die sittlichen Antriebe der Leser gehören Ruskins „Time and Tide“, „On The Old Road“, „Munera Pulveris“, „Fors Clavigera“, „Unto This Last“, überhaupt fast alle Schriften aus der Zeit nach 1860. Wagen sich aber Charaktere, wie er, auf das praktische Gebiet, so giebt es eben selten Anderes als Totgeburten.

Nur, wo sich Ruskin auf ganz nahe Liegendes beschränkte, war er nicht erfolglos. Er hatte vom Vater ein großes Vermögen (etwa zweihunderttausend Pfund Sterling) geerbt, das er seit 1860 im Sinne eines „public trust“, d. h. als öffentliches Geld, betrachtete und verwaltete. Er begann damit, menschliche Arbeit zur Bedienung und Bewirthschaftung auf seinen Landhäusern nicht nach ihrem Marktpreis, sondern nach ihrem Nutzwert zu kaufen, ausgedrückt in der Summe von Ruß- und Luxusgütern, die er für sie im Einzelfall als entsprechend erachtete. Auf ähnliche Weise erstand und verkaufte er Bilder. Der Maßstab war der subjektive der fairness. Das waren die Anfänge seiner Sozialpolitik. 1864 wurde er Eigentümer von Arbeiterwohnungen in Marplebone und anderen Theilen Londons und die bekannte Miß Octavia Hill half ihm sie verwalten. Diese unbeschreiblichen Spelunken wurden zuerst in einen menschenwürdigen Zustand gebracht, dann vermietet. Der Erfolg war der, daß die Arbeiter besser und billiger wohnten als vorher und das Kapital zu fünf Prozent verzinst wurde. Später verkaufte er den Besitz mit einigen tausend Pfund Gewinn an Fräulein Hill. Obgleich er theoretisch Zins und Grundrente verwarf, schloß er also in der Praxis ein Kompromiß. Trotz diesen Erfolgen war er im Jahr 1877 mit seinem Vermögen fertig; seine Großmuth in Geldsachen kannte keine Grenzen. Im Jahr 1872 begann er, seine eigenen Werke zu drucken und zu verlegen. Ruskin gab das Geld und seinen Rath her; das Geschäft selbst aber ruhte in den Händen seines Schülers, des Kupferstechers George Allen, der ihm noch heute vorsteht. Gründliche, künstlerisch schöne und ehrliche Arbeit war das leitende Prinzip; und getreu seiner Abneigung gegen die Maschine bevorzugte er vielfach mit der Hand gefertigtes Papier. Gedruckt wurde in Werkstätten, in denen für die Gesundheit wie den Komfort der Arbeiter das Möglicste geleistet wurde. Der Verlag und die Werkstätten zur Herstellung der Kunstbeilagen befanden sich in Orpington, Kent. Vermieden wurden jede Art von Reklame, Zeitungankündigungen und das sonstige Geklapper des Handels. Ja, seine Feindschaft gegen den Konkurrenzmechanismus ging so weit, daß er Jahre lang sich nicht einmal der Vermittelung der Sortimenter bediente. Es gab also keinen Rabatt, keinen Kredit und der Band kostete in Folge der bei der Herstellung beobachteten künstlerischen und sozialreformatorischen Prinzipien ungebunden 13 Shilling, illustriert 22 Shilling 6 Pence, so daß das Publikum auf die Kreise der Bücherliebhaber beschränkt blieb. Um die unteren und mittleren Schichten zu gewinnen, zu denen Ruskin hinstrebte, blieb schließlich aber doch nichts übrig als ein Kompromiß mit den

Geschäftsüberlieferungen. Sortimenter, Kredite, Ankündigungen wurden wieder zugelassen; und seitdem ist der Absatz der Werke ungeheuer groß, so groß, daß Ruskin jährlich an Schriftstellerhonorar zwischen vier- und fünftausend Pfund beziehen konnte.

Das bedeutendste praktische Unternehmen Ruskins aber ist die Gründung der *Sankt Georgs-Gilde* (eigentlich *Sankt Georgs-Gesellschaft*). Das Motiv der Gründung war negativ Ruskins Haß gegen die großen Industriestädte, diese Brutstätten des Ungeheueren, mit ihrer durch die abscheulichsten Formen des Kampfes ums Dasein vergifteten Atmosphäre, positiv war es die Ueberzeugung, daß die Landwirtschaft — in deren Betrieb Maschinen verpönt sein sollten — die Basis des nationalen Lebens sei. Die Gesellschaft sollte ein Muster der in „*Time and Tide*“ beschriebenen idealen Gesellschaft sein. Aber erst lange, nachdem die „*Konfession*“ der anzuwerbenden Mitglieder veröffentlicht worden war, konnte der Anfang gemacht werden, denn nur sehr spärlich liefen Beiträge ein: während der vier Jahre von 1870 bis 1874 im Ganzen 370 Pfund Sterling 7 Schilling von vierundzwanzig Personen, darunter sieben Jahressubskribenten. Ruskin selbst steckte etwa 77 000 Mark in das Unternehmen. „Wäre ich ein Schwindler gewesen,“ schrieb er in hellem Zorn, „das britische Publikum hätte mir mit Vergnügen 200 000 Pfund Sterling statt 7 200 gegeben.“ Endlich gab er, um aus dem Stadium der literarischen Vorbereitung hervorzutreten, 1877 einem kleinen Kreise erklärter Kommunisten, die aber außerhalb der Gilde blieben (wegen des Glaubensbekenntnisses, das unter Anderem Gehorsam gegen die überlieferte Verfassung und die bestehenden Behörden vorschrieb) 2287 Pfund Sterling zum Ankauf einer Farm von ungefähr 14 Acres Land vor den Thoren Sheffields (Abbeydale b. Dore), unter der Bedingung, das vorgeschossene Kapital in sieben Jahren zinsfrei in Raten zurückzahlen, worauf sie Eigentümer der Farm werden sollten. Das Experiment scheiterte aber kläglich. Die Kommunisten hatten weder die geringsten landwirthschaftlichen Kenntnisse noch Kapital zur Bewirthschaftung. Bald gaben sie den Versuch auf und die *Sankt Georgs-Gilde* blieb glückliche Besitzerin der Farm. Auch mehrere Landschenkungen vermochten den Mangel an Beteiligung weiterer Kreise nicht zu ersetzen. Günstiger entwickelte sich das Museum im *Heeley Park* (Sheffield), dessen Neuanschaffungen aus den Mitteln der Gilde bestritten wurden, während für Behausung und Unterhaltung der Kunstsammlungen die Stadt Sheffield sorgt. Ausgeschlossen sind Kuriositäten und Gegenstände, die der Form nach unschön oder nach ihrem Inhalt unsittlich sind. Das Ganze ist so zu sagen eine Illustration der ruskinschen Bücher, vornehmlich der ästhetischen. Besondere Beachtung ist dem Kunsthandwerk gewidmet, dem Buchdruck und dem Buchschmuck. Fruchtbar scheinen auch Ruskins Bemühungen für verschiedene aussterbende Hausindustrien gewesen zu sein. Den Anstoß dazu gab der hoffnungslose Kampf, den die Handweber auf der Insel Man gegen die allmächtige Maschinenindustrie führten. Ruskin ließ in Laxey eine Wassermühle bauen; und die Pächter der Umgegend brachten ihre Wolle dahin und erhielten dafür im Austausch Wolln und fertige Stoffe, ganz wie in alter Zeit. Die Laxeystoffe fanden große Verbreitung und es zeigte sich, daß es möglich sei, echte, schön gemusterte, dauerhafte Stoffe durch Handarbeiter unter menschenwürdigen gesunden Arbeitsbedingungen herzustellen und zu vertreiben, trotz der Maschinenkonkurrenz.

Wie denkt sich nun Ruskin die zukünftige soziale Ordnung? Bei aller Massen-

verbesserung durch die Verallgemeinerung und Hebung der Erziehung, für die er eingehende Vorschläge macht, glaubt er an „unbefiegbare Verschiedenheiten“ in dem Zeug (clay) der menschlichen Einzelwesen, ja, an dauernde Klassenverschiedenheiten: so zu sagen an die Stabilität der menschlichen Arten. Durch Vererbung und natürliche Affoziationen werden also die Kinder ungelernter Arbeiter wieder am Besten für rohe, körperliche und mechanische Arbeit sich eignen, die Kinder der gelernten Arbeiter, der Handwerker und Mechaniker, für die geschulten, mehr künstlerischen körperlichen Verrichtungen, — und so hinauf bis in die höchsten Berufe, die, jeder durch bestimmte Klassen und Kasten, monopolisiert bleiben. Der Uebergang von der einen Klasse zur anderen, die stetige Erneuerung des Menschenmaterials in ihnen sieht Ruskin als ein bloßes Element der Unruhe, als eine Gefahr für den Bestand der sozialen Ordnung an. Er glaubt fest, daß es Personen gebe, die für die gemeinen, aber gesellschaftlich nothwendigen Arbeiten (mining, stoking, forging) geboren sind, — für Arbeiten also, die Den, der sie verrichtet, zum Sklaven oder Hdrigen machen. Es werden täglich Kinder geboren, die „Kandidaten für die Degradation zu gemeiner, körperlicher Arbeit liefern (furnish candidates for degradation to common mechanical business)“. Dieser Standpunkt wird nur durch die Bemerkung gemildert, daß in allen höher organisierten Staaten die gemeinen und mechanischen Verrichtungen fast als schimpfliche betrachtet werden und mit dem Makel einer Strafe behaftet sind (take the aspect either of punishment or probation); darum sollten sie den Verbrechern übertragen werden. Die sonstigen nothwendigen, aber untergeordneten Arbeiten, besonders in Fabriken, seien, so lange harmonische, auf Ehrfurcht beruhende Bezirhungen in der Gesellschaft bestehen, das Loos Derer, die zeitweilig zu nichts Anderem fähig sind. Viele Handarbeiten hingegen (mit Ausschluß der mechanischen) — und zwar besonders die landwirthschaftlichen — müßten den oberen Klassen zufallen, um das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist bei ihnen wiederherzustellen. Für das höhere Handwerk wünscht Ruskin die Wiederbelebung der mittelalterlichen Gilden; und was den Grund und Boden angeht, so ist er für eine Rationalisirung unter Staatskontrolle der Pächter. Die großen alten Familien der lokalen Magnaten sollen als bezahlte Beamte in ihrem Besitz bleiben und eine Art idyllischen Oberlehnrechtes genießen. „Lebende Tempel geheiligter Tradition“ und „die edelste monumentale Architektur des Admigriches“ nennt er diese Familien ihrer Bestimmung nach. Auch die politischen und militärischen Aemter, die gelehrten und künstlerischen Berufsarten, die Leitung von Industrie und Handel werden in den Händen der jetzigen Inhaber gelassen; freilich werden Diese dann zu Beamten, die der Staat besoldet.

Dilettantisch ist diese Sozialphilosophie, daran ist nicht zu zweifeln. Trotzdem ihr Erfolg! Wollte man Dem gegenüber auf die Widersprüche hinweisen, in denen sich Ruskins Denken bewegt, so bliebe sein Einfluß thatsächlich unerklärt; ähnlich wie eine Kritik Rousseaus nach rein logischen Maßstäben den nachweislichen Einfluß seiner Schriften unerklärt ließe. Worauf beruht aber nun schließlich die Wirkung solcher Geister? Ich habe es schon angedeutet: auf dem emotionellen Charakter ihrer Schriften. Was Ruskin betrifft, so hat er insbesondere gewirkt durch die Wucht seiner Empörung gegen die Händlerkultur als letztes Wort der Entwicklung. Er hat gewirkt durch die Energie, mit der er gegen eine Welt von Widerständen die Organisation der Arbeit verlangte,

die Zeit und Umständen angepaßt war, den Zeitgenossen aber um ihrer Neuheit willen paradox erschien. Er hat gewirkt durch die Schärfe, mit der er auf die natürlichen Ursachen aller gesellschaftlichen Differenzirung hinwies und, ähnlich wie John Stuart Mill, die Schranken zeigte, über die hinaus das Recht von Staat und Gemeinde an das Individuum aufhört, berechtigt und nützlich zu sein. Er hat, obgleich er mehr als jeder andere englische Schriftsteller den sozialen Sinn seiner Nation aufgerüttelt hat, vor Allem sich vor einer Einseitigkeit bewahrt, der die meisten Sozialreformer anheimfallen: vor der Einseitigkeit, die soziale Frage losgelöst von allen anderen Kulturfragen zu betrachten. Er lehrt sie um und um, er stellt ihre ästhetischen, ethischen, pädagogischen Seiten ins Licht, er bringt, selbst Gut und Blut aufs Spiel setzend, auf eine Gesamtbetrachtung und Gesamtlösung, er interessiert an ihr alle Klassen und Stände, er erweckt sie zu sozialem Fühlen und Denken und erhebt sich schließlich, alles Detail weit hinter und unter sich lassend, zu einer alles Vergängliche und Nüchtere des Tageskampfes verklärenden Ewigkeitsbetrachtung. Wenn man sein gesamtes Wirken in Wort und That überschaut, ist es wie auf einem hohen Aussichtspunkt, von dem aus man tief unten Gewitter sich entladen sieht: aber der Himmel darüber bleibt ewig heiter und unbewölkt. Wer wollte einem solchen Manne zürnen, weil er in den bitteren Fehden und Diskussionen, die die soziale Frage entfesselt hat, das Recht der Poesie vertreten hat? Wir bedürfen ihrer nur zu sehr, um nicht jede Hoffnung zu verlieren. Ein ABC-Buch für den Parteibrill sind Ruskins Schriften freilich nicht.

Dr. Samuel Saenger.



Selbstanzeigen.

Spinoza und Schopenhauer. Eine kritisch-historische Untersuchung, mit Berücksichtigung des unedirten schopenhauerischen Nachlasses. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Berlin 1899, Preis 3 Mark.

Schopenhauer war stets geneigt, in Abrede zu stellen, daß seine Philosophie außer durch Plato und Kant durch Vorgänger beeinflusst sei. Von Plato habe er die Ideenlehre zur Begründung seiner Lehre von der ästhetischen kontemplativen Erkenntniß und von Kant die Lehre von der Subjektivität von Raum und Zeit angenommen. Und doch ist sein System auch von den Gedanken Spinozas nicht unwesentlich beeinflusst worden. Schopenhauer ergeht sich wiederholt in Ausdrücken der Bewunderung und grenzenlosen Hochachtung für die Persönlichkeit Spinozas, behandelt aber im Allgemeinen seine Philosophie — mit Unrecht — geringschäßig. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Urtheile Schopenhauers über die spinozistische Philosophie einer Kritik zu unterwerfen und an der Hand der ersten — zum Theil leider bis heute noch nicht veröffentlichten — Aufzeichnungen aus Schopenhauers Jugendjahren den Einfluß Spinozas auf Schopenhauer geneiisch festzustellen. Es handelt sich um einen Einblick in die Entwicklungsphasen der schopenhauerischen Philosophie und ich komme dabei zu Resultaten, die Schopenhauer selbst allerdings nicht anerkannt haben würde.

Dr. Samuel Rappaport.



Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Verlag von Reinhold Mahlau, Frankfurt a. M.

Bei Gelegenheit der Goethefeier glaubte ich an den einst so berühmten, jetzt der Nation im Ganzen unbekannt gewordenen bedeutendsten Jugendfreund unseres Dichterkönigs erinnern zu sollen. Ich bemühte mich daher, in gedrängter Kürze ein möglichst treues Bild des eigenthümlichen, festen, edlen Charakters und des merkwürdigen Lebensganges dieses hochbegabten Mannes zu geben, der, aus niederem Stand, in Rußland zu hohen Würden emporstieg. Hierbei konnte ich mich auf die tiefgehenden, äußerst sorgfältigen Forschungen Max Riegers, des Großneffen Klingers, stützen, die ungemein viel bis dahin Unbekanntes zu Tage förderten. Der Würdigung seiner Werke, die von Männern wie dem Grafen Schack und dem großen Historiker Schloffer hochgehalten wurden, glaubte ich am Besten durch Wiedergabe einiger charakteristischer Stellen zu dienen.

Frankfurt a. M.

Dr. Emil Neubürger.



Ziehens Kaufmännische Reallesebücher. Deutscher, englischer, französischer, italienischer, spanischer Theil. Frankfurt a. M. Karl Zügel's Verlag (W. Abendroth) 1899.

Kann und darf der Schulunterricht, ohne sein ideales Ziel der allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung zu vernachlässigen, auf den späteren Beruf des Schülers in weiterem Umfange Rücksicht nehmen? Zur praktischen Beantwortung dieser Frage, deren Berechtigung übrigens in mancher Hinsicht als anerkannt gelten kann, wollen die Herausgeber einen Beitrag liefern, der als erster Versuch dieser Art wohl der Verbesserung fähig sein dürfte, von dem sie aber immerhin eine Förderung der Unterrichtszwecke erhoffen. Diese Lesebücher sind zunächst für die Oberklassen der höheren Handels- und Realschulen bestimmt; sie sollen den Betrieb des sprachlichen Unterrichtes in engere gegenseitige Beziehung zu anderen Lehrfächern setzen und insbesondere der Lectüre solche Stoffe zuführen, die dem Gedanken- und Interessengebiet der industriellen und kaufmännischen Kreise angehören. Die einzelnen Abschnitte — Naturgeschichtliches, Erdkunde, Verkehrsleben, Industrie, Handel, Volkswirtschaft — sind der Fachliteratur der Hauptkulturvölker entnommen, und zwar so, daß sie inhaltlich einander möglichst ergänzen und zusammen ein Bild der verschiedenen Wissensgebiete, wenigstens in Umrissen, geben. Die fremdsprachlichen Lesestücke bieten zwar theilweise größere sprachliche Schwierigkeiten, doch wird die zu ihrer Bewältigung erforderliche geistige Anspannung den Verstand bilden und nützlich wirken. Vor Allem soll die vorausgesetzte — nicht müßelose, aber lohnende — Mitarbeit des Lehrers dafür sorgen, daß der Lehrstoff durch Weckung des wissenschaftlichen Interesses, des Forschungstriebes, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt für weitere Fortbildung werde. Die Bücher können dann vielleicht auch über den Kreis der Schule hinaus für manchen ins Geschäftsleben Tretenden noch einigen Werth behalten und zu ausgebehnter Lectüre, zu wissenschaftlichem Weiterarbeiten Anregung geben.

Frankfurt a. M.

Professor Dr. Eduard Wolff.



Abschied.

Es war ihr letztes Zusammensein. Warum das letzte? Sie hatten es selbst so bestimmt in ihrem Souverainetätsgefühl, mit dem Raffinement von Feinschmeckern, die zu essen aufhören, so lange das Gericht noch mundet. Eine Großstadtliaison, ohne Romantik, ohne Leidenschaft, aus Bedürfnis nach Sensation: aus jenem Bedürfnis müder, skeptischer Genußmenschen, denen das Heute Alles bedeutet, weil das Morgen sie nicht kümmert und das Gestern sie leer gelassen hat.

Das Champagnerglas stand noch beinahe voll vor ihr, nur der Schaum abgepeelt. Sie war eine unendlich verwöhnte Frau, der vor den Tiefen, der Anstrengung und der Wiederholung graute.

Beide sprachen miteinander ohne Erregung und ohne Stocken, wie gute, sehr alte Freunde mit einander plaudern, — Freunde, die eine hübsche Jugend gemeinsam verlebt haben und sich daran gern erinnern.

Alle kleinen Umstände ihres Liebesabenteuers wurden noch einmal berührt. Wie sie zum ersten Male zu ihm gekommen war . . . sie hatte sich geängstet wie ein Kind. Auf dem Tisch standen Rosen in einem Glas. Nebenam spielte Ziegenwerg Klavier, den Donauwalzer; und sie hatten von russischer Politik geredet. Das war komisch: russische Politik und Donauwalzer! Dann war er einmal krank gewesen; er hatte nicht gewagt, ihr Nachricht zu geben; sie hatte geglaubt, er stürbe, und hatte für ihr Geheimniß gezittert.

Ein gemeinsamer Bekannter hätte sie ein später fast einmal ertappt. Er kam gerade die Treppe herunter, als sie die Thür aufschloß. Sie mußten hinter der Thür warten, bis er vorüber war.

Es war nett gewesen: „So aufregend und kindisch!“

Sie sagte Das, auflachend, mit einem ganz kleinen verwöhnten Schauder, als ob sie fröre. Und er lächelte, über den Rauch seiner Cigarette hinweg, wie über etwas längst Ueberwundenes, sehr Spahhastes. Es war sehr nett gewesen! Er fand Das auch.

Nun war es Zeit.

Sie war aufgestanden und reichte ihm die Hand über den Tisch hinweg.

„Also Adieu!“ sagte sie.

Er ergriff die Hand, eine kleine, schmale Frauenhand in hellgrauem Lederhandschuh, matt, wie ohne Knochen, und immer kalt . . . Er fühlte die Kälte durch den Handschuh hindurch.

Keinen Augenblick länger, als schicklich ist, hielt er sie fest.

„Adieu!“ sagte auch er.

Natürlich war es ausgemacht, daß sie einander nicht schreiben würden. Wenn der Zufall sie wieder zusammenführte, würden sie sich ohne Aufregung und ohne Sentimentalität wie zwei Freunde begrüßen, die sich einige Stunden im Eisenbahncoupé unterhalten haben und einander nichts weiter zu sagen wissen.

Er half ihr das Cape umzunehmen, ein Sommercape noch, mit sehr vielen Spigen, Schleifen, Knäusen, aus dem ihr feines Köpfchen, schmal und weiß wie eine mysteriöse, egotische, etwas kranke Blume, hervorjah.

„Steh doch,“ sagte sie, während sie die Haken schloß, „bald werde ich mit den Winterjachen anfangen müssen.“

Sie stand vor dem Spiegel und stieß die Nadel durch ihr Hütchen, ein winziges Wunderwerk von Sammet und Federn, die zu beiden Seiten ihrer schmalen Stirn in zwei schwarzen Flügeln aufragten. Dann zog sie den Schleier herunter und dabei schob sie die Unterlippe ein ganz klein wenig vor, so daß die weißen, spitzen Zähne sichtbar wurden.

„Ja, es fängt an, kalt zu werden“, sagte er.

Das Zimmer war ein Miethszimmer im äußersten Südwesten. Er hatte es herrichten lassen, so gut es ging, ohne Kusschen zu machen. Trotzdem war es von verzweifelter Banalität geblieben, mit seinem Paneelsofa, dem schreienden Plymentteppich und den rostbraunen Bettportieren, die durch eine riesige baumwollene Troddel zusammengehalten wurden. Sie hatten oft zusammen über die Häßlichkeit dieses Ungethümes von Troddel gelacht. Dann hatte sie wie ein Kind damit geklutet. „Große Kuhglocke Du! Klinge doch! Wim, bam, bum!“ Die Troddel war unglücklich.

Oben fiel ihr Blick wieder darauf. Sie lachte hell auf. „Nein, diese Troddel! Die Troddel vergeh' ich in meinem Leben nicht.“

Er griff danach und strich mit der Hand darüber hin: „Ein mörderischer Geschmack! Daß die Menschen den Muth zu solchen Erfindungen haben!“

Er würde die Miethz bezahlen und ein schweres Trinkgeld dazu. Andere würden in dem Zimmer wohnen . . . sich lieben und küssen.

Das war so einfach.

„Soll ich Dich nicht nach Haus begleiten?“ fragte er.

„Wozu?“ sagte sie kühl. „Ich kann ja eine Droschke nehmen, wie immer.“

Das war richtig. Sie hatte es immer so gemacht. Er bestand auch nicht weiter auf seinem Anerbieten.

Sie hatte ihren Schirm genommen und wandte sich zur Thür.

Durch den engen, halbdunklen Korridor gingen sie schweigend neben einander her. Er hörte ihre seidernen Röcke über den Läufer schleifen. Es waren nur wenige Schritte und doch wurde ihm der kurze Weg sehr lang.

„Ich danke Dir“, sagte er, schon in der Thür.

Sie nickte nur, etwas spöttisch, mit einem kleinen, ganz kurzen Ruck; vielleicht, weil sein Ton ihr sentimental vorgekommen war.

„Adieu denn!“ sagte sie noch einmal in der Thür, ohne ihn anzusehen. Eine Spitzenmaske ihres Kermels hatte sich um einen Handschuhknopf geschlungen und sie suchte sie wieder loszuzusteln.

Das beschäftigte sie den ganzen Weg die Treppe hinunter.

Sie sah sich nicht um und ging mit raschen, kurzen Schritten die Straße entlang.

Der Droschkenstand befand sich am Ende der Straße, nur wenige Schritte entfernt, in der entgegengesetzten Richtung, nach der sie fahren mußte. Fünf bis sechs Droschken standen da, die Kutscher daneben, die Häule dröselten mit hängenden Köpfen. Sie hielt sich nicht auf und ging weiter.

Noch nie hatte sie sich in dieser Gegend umgesehen: eine häßliche, übelriechende Armeleutgegend. Die Stadt hörte hier beinahe auf. Auf der einen Seite war ein Kirchhof, schmutzig-weiß überlächelte Mauern mit spärlichem, an-

geblaktem Baumwerk darüber, Blechkreuze und kleine weiße Säulen. Dann offenes Feld. Dort spielten Kinder, strohlöbliche Proletariatskinder, mit sadenscheinigen, ausgewaschenen Kleidern und schrillen Stimmen.

Wie ekelhaft war das Alles!

Auf der anderen Seite liefen Schienenstränge, schnurgerade, rothfarbene Doppellinien, immer eine neben der anderen; und sie kreuzten und verschlangen sich mit dem wirren Netzwerk der Telegraphen- und Telephonleitungen, deren hohe Stangen in regelmäßigen Abständen wie Schildwachen dastanden: so weit man blicken konnte, ein Gewirr von Linien und Streifen, die alle dem selben Ziel zuzustreben schienen, sehr weit hin, wie Ziffern und Reihen eines arithmetischen Exempels von unendlicher Komplizirtheit.

Sie ging auf dem schmalen Feldweg längs des Schienenstranges fort.

Rechts von ihr lag das Feld, grau mit struppigen Rasenflecken wie das Fell eines niedrigen, schlechtgehaltenen Thieres, Sandkuhlen, Brüche. Irgend Etwas von einem Morde, der da passiert war, fiel ihr ein. Das Regenwasser hatte flache, geränderte Tümpel gebildet. An vielen Stellen lagen Haufen von Unrath, leere Blechbüchsen, Glascherben, verkaufte Holztheile, Papier. — ungläubliche Massen von Papiersephen. Ueble Gerüche stiegen daraus auf.

Auch vernachlässigte Häuser, einzelstehende, die Fenster mit grauen Lappen verhängt. Eine grobe Männerstimme schimpfte. An der Kette heulte ein Hund.

Arbeiter, die ihre Vorortwohnungen aufsuchten, gingen an ihr vorüber, in schmutzigen, gekludten Rücken, leere Blechtannen oder Bierflaschen schlenkernd. Sie gingen, Einer hinter dem Anderen, in langer, farbloser Reihe. Einige junge Bengel machten über die elegante Dame, die allein ging, ihre Witze und lachten.

Sie verstand nicht, was sie gesagt hatten. Irgend etwas Gemeines. Sie ging . . . ging . . .

Auf den breiten Schienensträngen glitten die Züge vorüber, ordinäre, billige Vorortzüge, die abends das menschliche Lastvieh in seine Ställe zurückschaffen. Sie kamen näher, immer lauter. Sie schrien, kreuzten sich und verschwebten in dem Schienenmeer, das gleichmäßig blieb, eine Linie neben der anderen, endlos, ein Alles verschlingendes Streifeneinmaleins.

Die Lichter waren angesteckt worden und glühten nun auch längs des Bahnkörpers, an den steilen, kiesigen Dammsseiten, wo man die Erde nackt sah, zer schnitten in ihren Eingeweiden . . . rothe, blaue und smaragd-grüne Lichter wie tückische, entzündete Augen. Ab und zu kam auch ein Courierzug, der schneller jagte und sehr laut schrie, mit riesiger, puffender, weißer Dampfwolke. Der Dampf schwebte eine Zeitlang in der Luft und senkte sich dann mit zerflatternden Federfächern, die von der Dunkelheit aufgesogen wurden, herab. Und dann wieder die anderen, — die rollenden Käfige der Arbeitsthier, mit hellen Fensterkluden und häßlichen, ordinären Rasselgeräuschen. Sie riefen einander an. Sie gaben sich Zeichen mit den bunten Lichtern. Sie kamen und gingen. Sie belebten die Nacht mit ihren Stimmen. Funken sprühten auch längs der Schienenbänder und in der Luft schwang ein sengender, widerwärtiger Brenzelgeschmack von Kohle.

Wie häßlich! Wie häßlich!

Sie ging noch immer . . .

Zu beiden Seiten dehnte sich das Feld, flach, grau, trist, von unendlicher

Traurigkeit, bis zu den Häusern der Vororte, die sich zu zeigen anfangen, mit ihren Hinterwänden, riesigen, kahlen Steinvierecken, nur von regelmäßigen Fensterlöchern durchbohrt.

Die Züge kamen und gingen. Sie hatte zwanzig gezählt. Sie zählte hundert. Sie zählte sie gar nicht mehr. Sie hörte von fern das tiefe, surrende Summen wie von Bremsen, dann donnerten sie vorüber und verloren sich wieder brummend und grollend in der Nacht, wie ein Gewitter, das abzieht. Das Geräusch des letzten, der sich entfernte, vermischte sich schon wieder mit dem des neuen Zuges, der herkam. Die Geräusche setzten gar nicht mehr ab. Sie bildeten in ihrem Kopf eine einzige lange Linie, eins ging in das andere über . . .

Und die Schienen dehnten sich . . . eine neben der anderen, ganz gerade, ins Weite, wo andere Linien und Streifen sie kreuzten . . . In ewigem, ruhlosem, rastlosem Gellauf, durch die Nacht in die Nacht, hörte sie die Züge mit den leuchtenden Stößen ihrer Lokomotiven heranschmettern und sich verlieren, in fliehenden Dämpfen, in einer Vibration der Schienen und Drähte, die klirrten, schwingen . . . Eisen, das auf Eisen sich rieb, blinde Augen, die glöhten . . . rothe, blau und smaragdgrüne . . . Thiere ohne Athem, die liefen, liefen . . .

Es war nichts mehr in der Welt als die Nacht und die Stille, die rothen und blauen Feuer und die Züge, die rastelten: eine wahnwitzige, wüthende Galoppade durch Nacht und Stille; eine Maschinerie der Hölle, die abging, man wußte nicht, woher, und hinlief, man wußte nicht, wohin, die mit ihrem Schreien das Echo der Stille weckte und der Nacht ihre seelenlose Bewegung mittheilte.

In ihrem fiebernden Gehirn war alles Andere erloschen und versunken . . . Und die Züge kamen und gingen.

Sie liefen . . . liefen . . .

Am nächsten Morgen meldete der Polizeibericht, daß man auf dem Schienengleise der Potsdamer Bahn den Körper einer elegant gekleideten Dame aufgefunden habe, tot, den Kopf vom Rumpf getrennt.

Man glaubte an einen Unfall, ein Verbrechen, ein Geheimniß. Einige Tage darauf erhängte sich der bekannte Baron W . . . in einem Riethzimmer des äußersten Südwestens. Er benutzte dazu die braune baumwollene Troddelschnur, die die Bettportieren zusammenhielt.

Man fand Das ganz und gar nicht chic, sondern geschmacklos.

Hans von Rahlenberg.



Gewehr bei Fuß!

Was läßt die Börse stocken, daß die sonst so bewegliche zu rasten scheint? Sammelt sie ihre Kraft zu einem verstärkten Angriff oder will sie gar dem Gegenüber Zeit lassen, Athem zu schöpfen, damit ihr späterer Obzieg um so stolzer sei? Mit nichts! Das liegt nicht in der Art und Weise der Männer, die mit der Stunde um Existenzen würfeln. Angst, blasse Angst lähmt ihre Glieder. Da machten sie denn aus ihrer Schwäche eine Tugend und ließen sich

mit schönen Worten ob der Vorsicht und der Einsicht rühmen, die sie veranlaßte, dem wilden Treiben für eine Weile zu entsagen. Aber nichts ist schwerer zu heucheln als Gleichgültigkeit. Als das Bezugsrecht auf junge Kreditaktien nur noch mit dreieinhalb Prozent bewerthet wurde und als mit den Rückgängen englischer Konsols und französischer Rente die letzten Rettungsanker ins Treiben geworfen, da wagten selbst die gewiegtesten Akteure nicht mehr, ihre Rolle weiter zu spielen, sondern schlossen sich der hants Annonc an, die einen stattlichen Posten Verkaufsofdes an den Markt brachte, und zerstreuten sich in die Seebäder, um, im Dünenstrand gelagert, abzuwarten, bis sich der Sturm verzöge, die Tragikomödie in Rennes ausgespielt und Dom Pauls Widerstand zur Ruhe gebracht wäre, während ihm die eben so unausbleibliche wie für ihn werthlose Versicherung Stammesverwandtschaftlicher Sympathien aller deutschen Kannegießer ein Pflaster auf die schmerzende Stelle legen würde.

Das Publikum hat die Krien der Burgstraße so lange mitangehört, ohne im Chorus mitzusingen, daß es einige Unterscheidung für die Art des Antonirens gelernt hat. Auch kann selbst der gutmüthigste Provinzialbankier die Konten seiner Kunden ohne weitere Einlagen nicht mehr erweitern, sondern drängt zu Realisirungen. Schon seit fast drei Monaten kreuzen diese unangenehm vernünftigen Realisirungen die Absichten der Hauffesfanatiker; jezt haben sie aber einen Umfang angenommen, der den Lebensnerv der Hauffe trifft. Doch was hilft? Jeden Tag erscheint die „Nürnische Zeitung“, sogar in mehreren Ausgaben, und täglich kann der kleine Sparer der Provinzstadt, wenn er neben dem Abonnement auf das Kreisblättchen noch das theurere Abonnement auf das „Weltblatt“ erschwingt, schwarz auf weiß lesen, daß die Zeichen nicht in der Lage sind, den gesteigerten Ansprüchen an ihre Leistungsfähigkeit zu genügen, die bereits aufs Aeußerste angespannt sei. Und jede Woche bringt neue Preiserhöhungen. Wo bleibt aber der Gewinn? Man muß den kleinen Besichtigkreis vieler Leute kennen, die heute in den geringeren Engagements stecken; unter Umständen genügt aber auch ein Blick in die Schlußscheine einer Großbank oder ein Stündchen Aufenthalt in den Kassenträumen ihrer Depositenfilialen, um zu wissen, wer schiebt und wer geschoben wird und wie werthlos die „Stimmung“ der Börse ist.

Daß die heutige Situation höchst unbehaglich ist und über kurz oder lang zusammenbrechen muß, ist kaum noch zu bestreiten. Ja, ich halte in diesem Augenblick jeden Optimismus in der Beurtheilung der kommenden Börsenergebnisse für Wahnmw. Bei Alledem bedeutet Das aber zum Glück noch keine nationale Gefahr. Man muß nicht vergessen, daß gerade die Kreise, die die industrielle Hochkonjunktur auf die Börse übertragen haben und Hauptbesitzer der alten und neuen Montanwerthe sind, den Grundstock ihrer Aktien noch zu den früheren, niedrigen — nach meiner Ansicht angemessenen — Kursen erworben haben; nur mit Dem, was sie in den letzten zwei und drei Jahren erübrigten und zur Vergrößerung ihrer Anlagen benutzten, haben sie meistens zu theuer gekauft und dieser neuere Besitz ist neben dem alten, der in der Regel ein in vielen Jahren angesammeltes oder ererbtes Vermögen darstellt, relativ gering. Um dem Glück die Hand zu bieten, entäußerte man sich nach kurzem inneren Kampfe der soliden, aber aussichtslosen und lärglichen Zins tragenden Rentenpapiere und Herr von Miquel mußte, als seine schönen Konsols überall geschmäht und verschmäht wurden, froh sein, sie seinem Schoßkinde, der Preussischen Centralgenossenschaft-

lasse, zum Angebinde machen zu können. Und noch einen gewissen Antheil, der seltener beleuchtet worden ist, hat Herr von Riquel daran, daß die beati possidentes, die nicht auf fortwährendes Umsiechen ihrer Anlagen angewiesen sind, an ihren Montanpapieren zähe festhalten, so lange die Marktberichte aus Oberschlesien und aus Rheinland-Westfalen Befürchtungen über die Zukunft der Eisen- und Kohlenindustrie ausschließen. Gestattet die vielgerühmte preussische Steuergesetzgebung doch — unter Sanktion der Rechtsprechung —, für die Vermögensdeklarationen den Besitz an Wertpapieren zum Einkaufspreis anzugeben, ohne daß der jeweilige Marktpreis, der sich bei börsengängigen Aktien ohne Weiteres nach dem Kurszettel feststellen ließe, in Betracht kommt. Warum also verkaufen, um alsdann die doppelte und dreifache Ergänzungsteuer entrichten zu müssen? Selbst wenn die Aktien um fünfzig Prozent fallen, bleibt den Besitzern, deren Erwerb einige Jahre alt ist, noch ein erklecklicher Gewinn. Die ausgesprochene Mattigkeit, die sich an der Börse zeigte, bedeutet also im Allgemeinen noch keine Verluste. Uebrigens hat die Contremine in Berlin noch keineswegs die Oberhand. Aber schon rüstet sie sich auf die Zeit der Ernte.

Das große, besitzende Publikum ist übersättigt und muß sich notgedrungen resigniren. Es hat sich so vollständig ausgegeben, daß es nirgends mehr Geld erhalten kann, um neue Engagements einzugehen. Jedermann hat sein Geld in Industriewerthe gesteckt und, wer einen industriellen Betrieb sein Eigen nannte, das Verdiente in diesem eigenen Unternehmen angelegt und es verbessert oder erweitert, um auf diese rechtschaffenste Art Vortheil von der Konjunktur zu ziehen. Leute, die in ihrem Bargelde wühlen könnten, giebt es heute nicht mehr! Es fehlt allenthalben an Geld und Gold, — und daraus ergiebt sich ein hoher Diskontsatz. In den letzten drei Jahren betrug in Berlin die Differenz zwischen dem Bankdiskont und dem Privatdiskont an achtundvierzig Tagen (für die Jahre 1897 und 1898), an zweieunddreißig Tagen (für das laufende Jahr)

1897:	1898:	1899:			
an 17	16	14 Tagen	0	bis	$\frac{1}{2}$ Prozent
" 23	25	13 "	$\frac{1}{2}$	"	1 "
" 2	3	4 "	1	"	$1\frac{1}{4}$ "
" 3	2	— "	$1\frac{1}{4}$	"	$1\frac{1}{2}$ "
" 3	2	— "	$1\frac{1}{2}$	"	$1\frac{3}{4}$ "
" —	—	1 "	$1\frac{3}{4}$	"	2 "
<u>48</u>	<u>48</u>	<u>32</u>			

Also nur an sieben, beziehungsweise acht unter 48 und fünf unter 32 Tagen trat eine einprozentige oder mehr als einprozentige Spannung zwischen dem offiziellen Diskontsatz und dem am offenen Markt geltigen Zinsfuß ein, während früher das Verhältniß derart war, daß mindestens während der Hälfte des Jahres Differenzen von ein bis zwei Prozent sich zeigten. Daraus erhellt, mit welchen Anforderungen das Geldbedürfniß auf den Markt trat, und diese kleine Statistik, im Zusammenhalt mit der Thatsache, daß wir seit anderthalb Jahren einen hohen Bankdiskont haben, sollte Allen, die noch immer nicht anerkennen wollen, wie ernst die Lage des Geldmarktes ist, die Augen öffnen. Noch dazu werden nächstens die amerikanischen Guthaben in Europa fällig. Auch droht die Zufuhr afrikanischen Goldes in Folge der Transvaalkrisis zu stocken. Je mehr sie sich

zuspißt, desto ängstlicher blicken die Direktoren der Bank von England auf das Zusammenschmelzen ihrer Reserven. Sie werden den Diskont um ein Prozent erhöhen müssen. Ein anderes wirksames Mittel, um Goldbezüge zu verhindern, hat die Finanzpolitik noch nicht erfunden. Darüber, daß die kontinentalen Börsen dem londoner Markt, die kontinentalen Landesbanken dem Vorgehen der Bank von England folgen werden, kann sich Niemand täuschen.

Darum heißt es für die nächste Zeit: „Gewehr bei Fuß!“ Es wäre nicht einmal nöthig gewesen, daß gar so Vieles just zusammentraf: Rennes und Transvaal, die Kurschwankungen des Minenmarktes und die Schwäche der wiener Börse, die Blamage des neuesten russisch-belgisch-französischen Dreibundes für Gründungen und die allgemeine Geldknappheit, um selbst der Unternehmungslust der Muthigsten Halt zu gebieten. In diesen mannichfachen Nöthen der Staaten und Privaten versteht es die Diskontogesellschaft, immer noch an besonderen, gehäuften Gebrechen zu kränkeln. Ihre Leiter haben offenbar auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit König Midas, dem, was er in die Hände nahm, zu lauterem Golde ward, und man braucht nicht gerade ein alter Aktionär der Dortmunder Union zu sein, um sich dreimal zu bekreuzigen, ehe man der Diskontogesellschaft ein Papier abnimmt. Sie hat nun einmal einen unglücklichen Griff! Das altersschwache Gebäude hatte endlich, endlich dem Zeitgeist ein Fensterchen geöffnet und wollte in London eine Filiale aufstun. Monate über Monate suchte Herr von Hausmann und konnte die würdige Persönlichkeit nicht finden, die ihn drüben zu vertreten geeignet wäre. Jetzt, nach wertwürdig langer Zeit, hat man Jemand gefunden, und zwar unter den eigenen Leuten. Darum das lange Zögern? In Rumänien herrschen böse Zustände: die Kaufmannswelt ist korrupt, die Gesetzgebung verpsucht, das Gerichtswesen unzuverlässig. Dieses Jahr kommt eine Rikhernte dazu! Unser Handel wird, wenn er sich Vertrauensfähigkeit zu Schulden kommen läßt, von den betrügerischen Exporteuren der gesegneten Donauländer ohnehin gebrandschatzt. Und wer hat uns die rumänischen Papiere aufgehaßt? Die Diskontogesellschaft. . . Ohne gelegentliche Revolutiondünch geht es in Südamerika nicht ab. Venezuela ist jetzt gerade an der Reihe. Und wer hat den deutschen Kapitalisten zu dem zweifelhaften Vorzug verholfen, venezolanische Gläubiger zu sein? Die Diskontogesellschaft! Der Schauplay dieser Unruhen liegt mir zu fern, als daß ich ihre Bedeutung für die Sicherheit des Schulden dienstes entscheiden könnte. Das überlasse ich dem vielgeprüften Leiter der Diskontogesellschaft. Nur scheint auch ihm jener Schauplay zu fern zu liegen, was immerhin bedenklich ist. Ja, polnische Großgrundbesitzer von der agrarischen Noth erlösen und deutsche Güter aufkaufen, um sie unter bequemen Bedingungen von Polen besiedeln zu lassen, ist allerdings sehr viel einfacher, aber auch um so komischer. Der Diskontogesellschaft kann allenfalls die Handelsgesellschaft — solomon miseris — zum Troste gereichen. Sie muß ruhig geschehen lassen, daß „ihre“ autonome serbische Monopolverwaltung, die am Längsten autonom gewesen ist, Vertragsbruch im Großen betreibt, wenn auch in der unschuldigen Form eines Tauschgeschäfts. Schade nur, daß Diejenigen nicht befragt wurden, die zu dem Tausch gezwungen werden. Die Handelsgesellschaft hätte die Ehrenpflicht, die Gläubiger zu schützen. Aber was hilft es, Lärm zu schlagen, wo die Börse „Gewehr bei Fuß“ beharrt? Unken u. s.